SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

JUNI 2018
NR. 82

3
PORTRÄT VON HARRY MAÒR

6
DAS LITERATURPROJEKT »EDITA GELSEN«

12
DIE SCHABBATLAMPE DER FAMILIE STEEG

15
AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

18
DAS DP-CAMP IN BOCHOLT

23
JÜDISCHE KUNST-MÄZENE

UND MEHR...

Die Person der aus Recklinghausen stammenden Künstlerin **Rosemarie Koczÿ** hat in den letzten Monaten neue Rätsel aufgegeben: Sie hat offenbar ihr Spätwerk aus noch nicht geklärten Gründen in eine erfundene jüdische Identität eingesponnen. Auch wir haben eine Schenkung ihrer Werke unter dieser Annahme vor einigen Jahren präsentiert. Mehr dazu auf Seite **28.**

מוזיאון יהודי ומטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

»Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!«

Nein. Man darf nicht einfach rassistische, fremdenfeindliche, sexistische oder homophobe Aussagen treffen und sie mit dem Nachtrag »Das wird man ja wohl noch sagen dürfen«, »Ich bin kein Rassist, aber…«, »Ich bin kein Nazi, aber…«, »Ich hab ja nichts gegen Ausländer, aber…« oder »Frauen sollen gleichberechtigt sein, aber…/ Frauen sind ja auch nur Menschen, aber…« legitimieren.

Nein. Man darf nicht einfach die Worte »schwul«, »behindert«, »Kanacke«, »Gutmensch«, »Mädchen« oder »Jude« als Beschimpfung benutzen.

Nein. Man darf nicht einfach unbewusst eines der einflussreichsten, mächtigsten und am leichtesten zugänglichen Medien nutzen, ohne darüber nachzudenken.

Sprache steht jedem von uns zur Verfügung – egal in welcher Form. Sie ist das Medium von Täter*innen, Opfern, Mitläufer*innen, Zuschauer*innen/ -hörer*innen. Wir benutzen sie in jeder Interaktion mit unserem Umfeld. Sprache schafft Realitäten und führt sie fort. Sie formt unser Denken. Sie darf nicht unbedacht und vor allem unreflektiert genutzt werden.

Ja. Man darf eine Meinung haben.
Ja. Man darf diese Meinung äußern.
Ja. Man darf Meinungen diskutieren und auch eine andere Meinung haben als das Gegenüber.

Warum nicht vorher kurz darüber nachdenken, was man eigentlich sagen will und wie man sich artikuliert? Nachdenken mit wem man spricht. Nachdenken und hinterfragen, was gesagt wurde und es nicht einfach hinnehmen.

Nachdenken, hinterfragen und reflektieren wird insbesondere wichtig im Bereich der Bildungsarbeit. Kinder und Jugendliche bedienen sich hauptsächlich an Wortschätzen, die ihnen vorgegeben und -gelebt werden. Demokratie, Respekt und Toleranz fangen beim Denken und somit bei der Sprache an. Der sensible Sprachgebrauch ist essentiell, um Diskriminierung, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit entgegenzuwirken und sie zu verhindern. Zeigen und erklären Multiplikator*innen in der Bildungsarbeit den Schüler*innen, wie man bewusst mit Sprache umgeht, können die Schüler*innen sich daran orientieren und den sicheren Umgang lernen.

Man darf so einiges sagen, schreiben, singen oder rappen, sofern man vorher darüber nachgedacht und es reflektiert hat.

Vanessa Eisenhardt

Aus der Geschichtskultur

KREFELD

Die Villa Merländer in Krefeld war einst das Haus eines jüdischen Kaufmanns, seit 25 Jahren befindet sich dort ein NS-Dokumentationszentrum, das im Januar sein Jubiläum feiern konnte. Bilder des verfemten Malers Campendonk gaben den Anstoß zur Etablierung dieses Lernorts, der erst nach längeren Kämpfen beschlossen wurde. Die Einrichtung startete mit nichts als einem vagen Auftrag, es gab keine Dokumentation, keine Forschung. Ohne die Aktivität der Krefelder Bürger/innen und eines Fördervereins hätte das Institut, das heute nicht mehr wegzudenken ist, die schwierigen Sparjahre der 90er nicht überstanden. Rund 2000 Schüler zwischen 14 und 16 Jahren besuchen die Villa Merländer jährlich. – Beinahe gleichzeitig findet eine personelle Zäsur statt: die Gründungsleiterin Ingrid Schupetta geht in den Ruhestand. Danke für diese Pionierinnen-Arbeit!

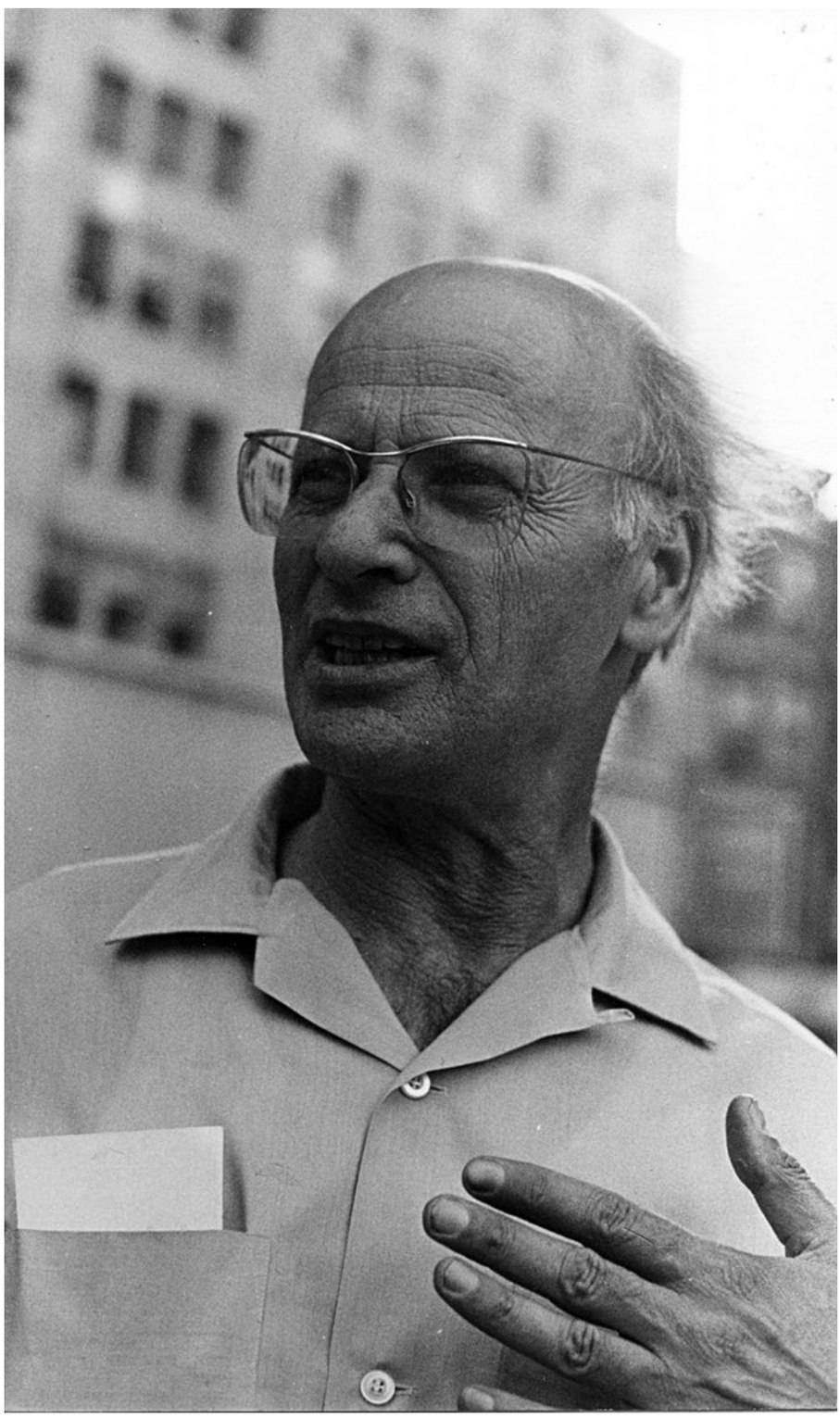
STUKENBROCK

Die international bedeutsame, aber Jahrzehnte lang vernachlässigte Gedenkstätte Stalag 326 in Schloss-Holte-Stukenbrock wird eine Aufwertung erfahren. Nicht nur fördert das Land NRW schon seit einiger Zeit die Entwicklung eines neuen Konzepts – nun gesellt sich weitere Unterstützung hinzu. Ein Lenkungskreis aus Wissenschaftlern und Politikern will mit Konferenzen und Lobbyarbeit auf die große Bedeutung des Orts in Ostwestfalen aufmerksam machen und evtl. Bundesmittel mobilisieren. Im Lager Stukenbrock waren 1941 bis 1945 vor allem sowjetische Kriegsgefangene unter extremen Bedingungen interniert (von denen Zehntausende dort starben), aber auch französische, polnische und italienische Kriegsgefangene. Später waren dort ein Internierungslager der britischen Besatzungsarmee und ein Camp für Ostflüchtlinge untergebracht.

NRW

356.000 Menschen besuchten die NS-Gedenkstätten Nordrhein-Westfalens im Jahr 2017! Diese neuen Zahlen NRW zeigen: Auch ohne Pflichtbesuche verzeichnen Nordrhein-Westfalens Einrichtungen 2017 erneut einen Besucherrekord. Fast zwei Drittel der Gäste kamen dabei in Gruppen und nutzten die vielfältigen Vermittlungsangebote der 28 Einrichtungen im Rheinland und in Westfalen. Über 6.500 Führungen sowie mindestens 1.630 Seminare vor allem mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen verdeutlichen das hohe Interesse gerade auch von Schulen und anderen Bildungsträgern. »Die Zahlen sind ein beeindruckender Beleg für die Bedeutung der Gedenkstätten für die historisch-politische Bildung«, stellt Professor Alfons Kenkmann fest, der Vorsitzende des Arbeitskreises der Gedenkstätten.

Harry Maòr – Ein Pionier jüdischer Sozialarbeit in der Nachkriegszeit

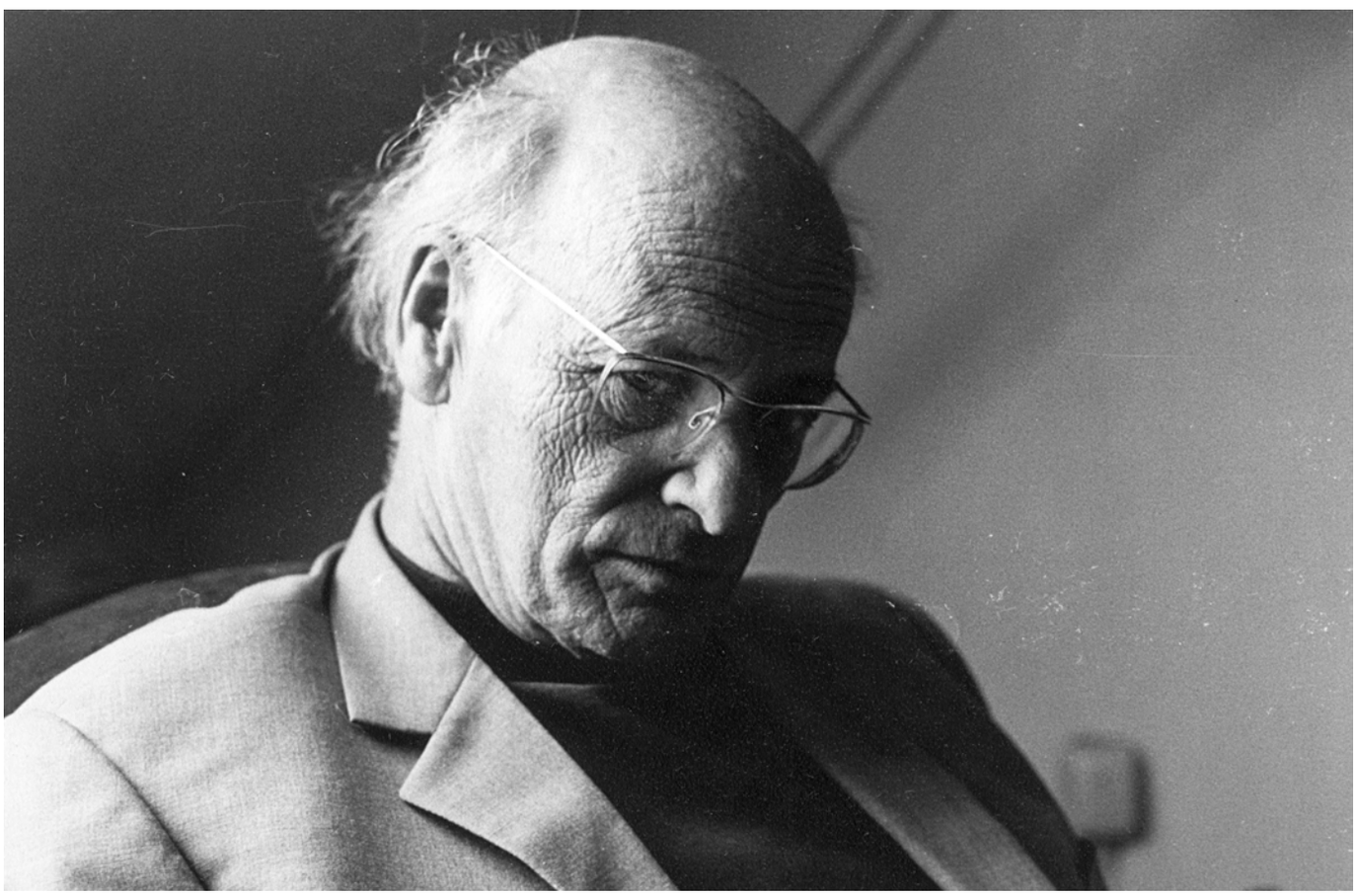


Harry Maòr in Frankfurt am Main, 1963. Quelle: Privatbesitz Maimon Maòr

Als die wiedergegründeten jüdischen Gemeinden mit der Gründung des Zentralrates der Juden in Deutschland am 19. Juli 1950 wieder eine rechtlich-legitime Organisation erhielten, die ihre Interessen gegenüber bundesdeutscher Politik und ihren Glaubensgenossen im Ausland vertreten konnte, leistete dies zeitgleich dem Bedürfnis Vorschub, wieder eine sozial-karitative Organisation ins Leben zu rufen, die im Rahmen jüdischer Jugend- und Sozialarbeit eine Zukunftsperspektive für junge Juden entwickeln sollte.

Auf einer Sitzung des Zentralrates vom 19. bis 20. August 1951 in Berlin, erfolgte daraufhin die Gründung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. (ZWST). Von 1951 bis 1961 war der Sozialpädagoge und Jurist Berthold Simonsohn (1912 – 1978) ihr geschäftsführender Direktor. Das Jugendreferat wurde mit dem jüdischen Soziologen und Pädagogen Harry Maòr (1914 – 1982) besetzt, unter dessen Engagement jüdische Jugendarbeit in den 1950er Jahren von Grund auf neu belebt werden konnte.

Am 27. Mai 1914 als Sohn von Josef Gischner und Amalia Obermayer in München geboren, wuchs Harry Maòr als Harry Obermayer in der jüdischen Gemeinde der Isarstadt auf. Seine Eltern nannten ihn Harry, in Anlehnung an Heinrich Heine, dessen revolutionäre, vorkämpferische und zukunftsorientierte



Harry Maòr in Kassel, 1978
Quelle: Privatbesitz Maimon Maòr

Überzeugungen sich einige Jahre später auch in Harry Maòrs Wahrnehmungen widerspiegeln sollten. Als sich seine Eltern trennten, erhielt Harry durch die Jüdische Lehrerausbildungsstätte in Höchberg bei Würzung seine Ausbildung und finanzielle Unterstützung. Mit dem Ziel Kantor oder Religionslehrer auszubilden, zielte der dortige Unterricht auf jüdische Gelehrtengeschichte, Religion und Liturgie. Mehr als diese Themen auf den Lehrplänen reizten Harry Maòr aber philosophische und säkulare Themen. Darunter fühlte er sich insbesondere dem Marxismus und der Psychoanalyse Freuds verbunden, denen er sich seit seinem 16. Lebensjahr annäherte und die ihn für seinen weiteren Lebensweg entscheidend prägen sollten. Die Inhalte der Lehrerausbildungsstätte konnten ihn nicht länger überzeugen, und er kehrte nach München zurück. An der Ludwig-Maximilians-Universität München besuchte er daraufhin Vorlesungen in Philosophie und Geschichte, ohne sich jedoch offiziell einzuschreiben.

Als durch das totalitäre, nationalsozialistische Regime repressive Maßnahmen gegen jüdische Bürger immer bedrohlicher wurden, begann sich Harry Maòr in seinen Jugendjahren in der links-zionistischen Bewegung und in der Arbeiterbewegung im Kampf gegen den Nationalsozialismus zu engagieren. In dieser Zeit begann auch sein Kontakt zu Hans Lamm (1913 – 1985), dem späteren Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde München, deren Engagement beide in der Nachkriegszeit wieder zusammenführen sollte. Nachdem Maòr bei einer Versammlung verhaftet und zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt worden war, entschied er sich, als überzeugter Zionist ins Exil nach Palästina auszuwandern.

Dort holte er sein Abitur nach, konnte aber aus wirtschaftlichen Gründen kein Studium absolvieren und wurde zunächst Sozialarbeiter und darauf Leiter des Sozialamtes von Ramla. 1939 lernte er seine Frau Gila Reifen, die aus einer jüdisch-chassidischen Familie im sächsischen Plauen stammte, kennen und zog mit ihr 1942 nach Tel-Aviv. Das Paar bekam eine Tochter, Eleanor, und einen Sohn, Maimon. Wenngleich Harry den jüdischen Nationalstaat befürwortete und links-zionistisch orientiert war, war ihm stets an einer interkulturellen Verständigung mit der arabischen Gemeinschaft gelegen. Politische Zerrissenheit versuchte er stets durch Austausch und Zuwendung zu seinem Gegenüber zu überwinden. Auf eine Lehrtätigkeit an der Hebräischen Universität in Jerusalem, die ihn 1948 reizte, verzichtete er, da

von ihm bei der Einstellung das Tragen einer Yarmulke (Kippa) eingefordert wurde, was er für den Unterricht an einer säkular ausgerichteten Universität als einschränkend und abträglich empfand.

Nach der Befreiung Deutschlands kehrte er 1953 mit seiner Familie dorthin zurück und folgte dem Angebot, als Redakteur bei der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland in Düsseldorf zu arbeiten. Mit der Rückkehr nach Deutschland legte er mit seiner Familie den deutschen Namen »Obermayer« ab, und benannte sich in »Maòr« um, um seine israelische Identität auszudrücken. In Israel hatte er seinerzeit seine deutsche Identität behalten und dadurch seine deutsch-jüdischen Wurzeln verortet.

Am 1. Oktober 1955 wurde Harry Maòr die Leitung des Jugendreferates der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden anvertraut. Von ihm wurde die erste Zeitschrift für jüdische Kinder und Jugendliche unter dem Titel Jüdische Jugend, die erstmals im Januar 1956 erschien, herausgegeben. Ihm war es eine Herzensangelegenheit, die junge Generation aus ihrer Vereinzelung in den Gemeinden zu lösen und den Zusammenhalt junger Juden in der frühen Bundesrepublik über die Gemeindegrenzen hinaus zu stärken, denn »… Ihr seid die Generation nach der Tragödie unseres Volkes. Wir brauchen jetzt wieder Jugend und wir wissen, dass eine neue jüdische Jugend ans Werk will. Die ältere Generation des jüdischen Volkes braucht Eure junge Kraft, ohne Euch dafür viel versprechen und geben zu können. […] Stark sollt Ihr sein und in Eurem Herzen das Zeichen tragen, das Euch untrüglich in die einzige Richtung weist: Ins Judentum!«. [Harry Maòr: »Erster Gruß!«. In: Jüdische Jugend, Nr. 1, Januar 1946, S. 1]

Harry Maòr waren die Sozialisation und Förderung jüdischer Kinder und Jugendlicher besonders wichtig. Das Judentum sollte ihnen eine kulturelle Heimat bieten. In diesem Zusammenhang organisierte er mit finanzieller Unterstützung des JOINT von 1955 bis 1963 Kinderferienerholungsprogramme. Auf seine und Berthold Simonsohns Initiative ging auch die Einrichtung des ersten jüdischen Ferienerholungsheims im baden-württembergischen Wembach-Schönau zurück, das 1956 eingeweiht werden konnte und bis zu 100 Kindern Platz bot. Harry koordinierte Seminare in zahlreichen jüdischen Gemeinden und organisierte jugendfördernde Maßnahmen wie etwa Fortbildungsseminare für Jugendgruppenleiter. Als Religionslehrer unterrichtete er in vielen jüdischen Gemeinden und arbeitete daneben als Kantor, unter anderem in Wuppertal. Seine kosmopolitische und außergewöhnlich offene Haltung bereicherte die Entwicklung und Ausbildung junger Juden unverkennbar und eröffnete ihnen neue Lebensperspektiven, abseits der Leidensgeschichte ihrer Familien.

Neben seinem Engagement für die Jugend, arbeitete er als Lektor und Übersetzer ins Deutsche, beispielsweise von Isaac Deutschers Trotzki Biographie sowie für Publikationen von Saul Friedländer. Bemerkenswert und bis heute richtungsweisend ist Harry Maòrs soziologische Dissertation Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945, die er im Jahr 1961 an der Universität Mainz einreichte. Als Pionier befasste er sich zum ersten Mal wissenschaftlich mit der demographischen Entwicklung einzelner Gemeinden in Deutschland nach dem Krieg und brachte dadurch früh jüdisches Selbstverständnis nach 1945 zum Ausdruck. Er folgte damit seiner ursprünglichen Berufung, wissenschaftlich an einer Hochschule arbeiten zu wollen. In den folgenden Jahren führten ihn seine Lehrtätigkeiten über Göttingen an das King's College in Western Ontario in Kanada, wo er bis 1972 als Soziologieprofessor lehrte. Seit 1972 war er im Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel angestellt, wo er im Jahr 1979 emeritiert wurde. Nach seiner Lehrtätigkeit verbrachte er mit seiner Frau seine letzten Lebensjahre wieder in Israel, wo er 1982 nach einer Krebserkrankung starb. Als Lehrer ist Harry Maòr vielen jüdischen Erwachsenen, die ihre Kindheit und Jugend in den 1950er und 1960er Jahren in Deutschland erlebten, bis heute als außergewöhnliches und geschätztes Vorbild in Erinnerung geblieben. Von seinen »Wanderjahren«, wie sein Enkel Julian Levinson seinen Lebensweg charakterisiert, konnte diese Generation sehr profitieren und so zu selbstbewussten Juden heranreifen. Sein Engagement trug unersetzlich dazu bei, dass sich in Deutschland ein junges, gelebtes Judentum bis heute erhalten konnte.

Sebastian Braun

Quellenangaben:

www.harrymaor.com/story.htm

Aden-Grossmann, Wilma: Berthold Simonsohn.

Biographie des jüdischen Sozialpädagogen und Juristen (1912 – 1978). 2., korr. Auflage, Frankfurt am Main/ New York 2008, S. 219-223.

»Ihr seid die Generation nach der Tragödie unseres Volkes.«

»Edita Gelsen«

Ein Interview mit Alexander Barsukov

Ein Kulturverein – ein Literaturprojekt – ein Verlag? Die bescheidene Selbst-darstellung im Internet lässt bloße »Dienstleistung« vermuten, doch dahinter steckt etwas mehr – Lebensgeschichten, Lyrik-Editionen, Fachbücher, Romane... Jedenfalls ein Stück jüdisches Leben, das wir kennen sollten …

Seit wann gibt es den Verlag Edita Gelsen und wie kam es zu seiner Gründung?

A.B.: Edita Gelsen wurde im Februar 2000 registriert. Zu dieser Zeit haben wir ein dickes Sammelwerk vorbereitet, in dem auch die Übersetzungen von Werken der Literaturgruppe von Klaus Hützen aus der Volkshochschule Gelsenkirchen dargestellt wurden, außerdem eine Menge Publikationen von der Literaturgruppe aus Beer Sheva. Als wir die Vorbereitung dieses Almanachs in der russischen Presse annoncierten, erreichte uns eine Unmenge Material, viel mehr, als in ein Buch passen konnte. Damit wussten wir erst, dass es eine Lücke in der Verlagssparte gibt. Um diese einigermaßen zu füllen, mussten wir uns organisieren. So kam es zur Gründung des Vereins.

Ich habe gelesen, dass Biografien und Erinnerungstexte von jüdischen Männern und Frauen, die seit 1990 nach Deutschland gekommen sind, eine große Rolle in Ihrem Verlagsprogramm spielen. Wie kam es dazu?

A.B.: Das hat natürlich seine inneren Gründe: Die jüdischen Migranten, die seit 1990 hierher kamen, hatten eigentlich nur zwei Handicaps – sie waren für den Arbeitsmarkt überqualifiziert und sprachen kein Deutsch. Dies führte zu einer gewissen Isolation, die wiederum zum Nachdenken veranlasst, das letztere zum Analysieren und Niederschreiben. So entstand damals eine »neujüdische« Literatur in Deutschland – auf Russisch selbstverständlich. Die als Spätausssiedler damals gekommenen Deutschstämmigen aus Kasachstan und Sibirien waren dagegen beruflich viel »einfacher« orientiert – in kürzester Zeit waren sie alle bereits als Hilfsarbeiter an Baustellen beschäftigt, wohl gemerkt auch mit einem eher gebrochenen Deutsch. In dem Zustand schreibt man nicht, und also waren die jüdischen Schreibenden in mächtiger Überzahl.

Können Sie sagen, welche die wichtigsten Themengruppen und Textsorten Ihres Programms sind – sind es mehr Biografien oder auch fiktive Texte?

A.B.: Unsere Interessen waren vom Anfang an etwas altruistischer Art, d.h. wir wollten unseren Landsleuten, egal woher und aus welchen Gründen sie nach Deutschland kamen, eine Plattform bieten, auf der sie sich austoben konnten, sprachlich versteht sich. Die Eintritts-

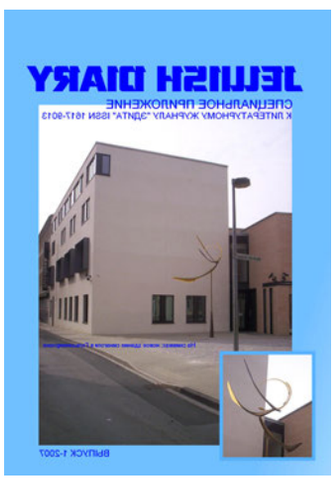
schwelle für eine Publikation war ziemlich niedrig; nicht deshalb, weil wir Literatur vom Schreibwut nicht unterscheiden können, sondern weil wir in jenen Zeiten (2000-2003 – das heißt: fast kein Internet, keine Blogs, Foren u.ä.) niemanden mit einer Absage »kränken« wollten.

Und nun zur Frage. Wir hatten niemals ein Programm. Unsere Zeitschrift erscheint seit 2000, in ihr waren Texte abgedruckt, für die der Platz und unser Geld reichte, und das war alles anfangs sehr knapp und regelte sich nur langsam durch private Druckbestellungen. Das heißt, dass wir so gut wie keine »Verlags«-Strategie hatten, sondern eher das bearbeiteten, was auf uns zukam. Eine große Sparte waren damals halbliterarisierte Texte, die über Alltagserlebnisse unserer Migranten berichteten: beim Arzt, im Sprachkurs und vor allem bei Ämtern. Die meisten Schreibenden waren soweit von ihren Empfindungen überschwemmt, dass sie keine Zeit zum Überlegen und Analysieren fanden; ihre Werke hinterließen eher den Eindruck ein Zeitungsartikel zu sein, rechgrunt weit von Literatur entfernt. Wie sich der bekannte Slawist Wolfgang Kosak damals über EDITAs Publikationen äußerte: »Jede Menge graphomaner Texte, aber meist auf einem interessanten sozialen Hintergrund«.

Und welche waren Ihre größten Auflagenerfolge?

A.B.: Hier muss ich zugestehen: Wir haben niemals etwas mit einer höheren Auflage als 1.000 Exemplare gedruckt: sei es unsere Zeitschrift oder einzelne Bücher. Das bedeutet aber keine Wertung, denn in der heutigen Welt verkauft sich kaum etwas ohne massive Werbung. Die wir prinzipiell nicht machen wollen, weil wir uns nie als Buchverkäufer positionierten. Es gibt eine Unmenge Beispiele, wie künftig sehr berühmte Autoren ihr erstes Gedichtheftchen auf eigene Kosten und mit zwei- bis dreihundert Exemplaren drucken ließen – darunter auch Boris Pasternak, Autor von »Doktor Schivago« und Nobelpreisträger.

Wichtig ist, was passiert mit dem Heftchen weiter, ob es interessierte Weiterverleger und insbesondere Literaturkritiker erreicht. Und damit liegen unsere in Deutschland lebenden Autoren ziemlich schlecht, denn die meiste russischsprachige Literatur wird verständlicherweise nicht hier, sondern in Moskau und St. Petersburg gemacht, dort muss man bei Redaktionen anrufen, nach Verantwortlichen fragen, ein Musterbuch oder ein Manuskript zukommen lassen... Sonst passiert gar nichts mit Ruhm und Glory. Ich spreche immer noch von den Jahren 2000-2003, wo eine Mail über ein Modem mit 56 KBit/Sec versandt werden musste. Die Zeiten sind heute im technischen



»neujüdische Literatur in Deutschland – auf Russisch selbstverständlich!«

Sinne ganz anders, aber die Redaktionen sind genauso voll mit unverlangt zugesandten Manuskripten wie früher.

Daher ist Ihre Frage über die größte Auflage schwer zu beantworten: die Auflage spiegelt nicht die Qualität des Werkes wieder, sondern eher eine gewisse Unnachgiebigkeit in Sachen Werbung und Vertrieb des Buches.

Wie viele Menschen arbeiten in Ihrem Projekt mit? (ehrenamtlich? bezahlt?)

A.B.: Wir waren maximal mit zehn Mann gleichzeitig am Werk, das bedeutet aber immer wieder eine größere Auflage, die Leute werden dann vom Besteller bezahlt, wir halten uns von solchen Geschäften fern. Bei uns gibt es im Team 5 bis 6 Leute, die sporadisch an nur ihnen vertrauten Tätigkeiten eingesetzt werden: einer berechnet die Barkasse und bereitet die Vorsteuer vor, der/die andere beklebt Karton mit Umschlagspapier, wenn wir Hardcover selbst produzieren und nicht an Dritte vergeben. Das gesamte Team arbeitet nur ehrenamtlich.

Wie und wo werben Sie für Ihre Produkte?

A.B.: Es gab Zeiten (2005–2006), in denen unsere Zeitschrift an Pressekiosken an Bahnhöfen in fast jeder Großstadt Deutschlands lag. Das hat sich allerdings als Flop erwiesen. Seitdem ist unsere Werbepräsenz fast ausschließlich unsere Homepage. Einige Bücher und das Zeitschriftenheft sind auch auf Booklooker vertreten. Das »Verzeichnis Lieferbarer Bücher« des Buchhandels nutzen wir seit langem nicht mehr – ist zu teuer und bringt eh nichts. Sogar bei ebay verkauft sich ein Buch besser und schneller als bei Buchhandel.de. Aber grundsätzlich überlassen wir diese Sorgen unseren Autoren und anderen Bestellern; unser Schwerpunkt ist ein Manuskript schnell und professionell zum Druck vorzubereiten und zu drucken – fertig! Die Redaktion der Zeitschrift »EDITA« sitzt seit 2015 auch nicht mehr hier, sondern in Moskau/NewYork/Haifa. Wir sind immer noch Verleger der Zeitschrift und Drucker ihrer Papierexemplare. Die Auflage auf Papier ist allerdings so bescheiden, dass ich sie lieber verschweige.

Warum schreiben Ihre Autorinnen und Autoren – zur Selbstverständigung? um Anerkennung zu finden? um sich ihren Kindern zu vermitteln?

A.B.: Alle drei Gründe sind ganz oft vertreten; den dritten würde ich etwas hervorheben: die Omas und Opas, die ihre fast nur Deutsch sprechenden Enkelkinder kaum verstehen, wollen

»...wie die Literaten immer schon schreiben – weil sie einfach ohne nicht können«

sich bei ihnen behaupten (ob sie das zugestehen und selbst verstehen oder nicht) und schreiben detaillierte Erinnerungen, in denen sie sich und ihre Zeiten ganz heldisch darstellen, öfters auch zu Recht. Die »richtigen« Literaten, deren Anzahl unter allen Schreibenden circa bei 1/50 liegt, schreiben halt so wie die Literaten immer schon schreiben – weil sie einfach ohne nicht können. Das gleiche gilt zwar auch für Graphomanen, aber dafür haben wir schon ein scharfes Auge und viel Erfahrung.

Für die Kenntnis der Mehrheitsgesellschaft über die jüdisch-russische Minderheit wäre es gut, mehr zu wissen. Haben Sie schon mal über deutschsprachige Auswahl-Editionen nachgedacht?

A.B.: Hier bin ich viel weniger kompetent. Wie gesagt, die Zeitschrift »EDITA« fällt bei dieser Frage ganz aus, obwohl die Umschläge von einer Jüdin in New York kreiert werden und die Poesie-Redaktion von einer Jüdin in Haifa geführt wird. Die Zeitschrift beschäftigt sich aber ausschließlich mit Lyrik in Poesie und Prosa, und das Thema Nationalität ist dabei gar nicht vertreten. (Das was anfangs ganz anders).

Bei den Buchbestellungen sind die jüdischen Autoren immer noch in der Überzahl, aber auf den Eingang von Texten habe ich überhaupt keinen Einfluss; er erfolgt sporadisch, und es ist nicht meine Aufgabe (als Handwerker, der das Buch herstellt oder herstellen lässt), die Thematik zu analysieren. Sie kann ich mir nur merken. Und prüfen, ob die Inhalte grundgesetzkonform sind.

Ob die jüdischen Autoren an deutschen Veröffentlichungen ihrer Werke interessiert sind? Davon bin ich fest überzeugt. Aber zumeist sind das wirklich ältere Menschen, die kaum Deutsch können – kurzum, hier muss eine Management-Kraft hin, möglichst zweisprachig, die dann die Texte durchschaut und auswählt, dann einen Projektplan zusammenstellt, freiwillige oder kostengünstige Übersetzer findet, Verleger überzeugt bzw. Geld für eine Probeauflage findet (Drucken ist heute nicht das Problem) und dann den gesamten Vertrieb organisiert. Eine solche Persönlichkeit sehe ich in meiner Umgebung leider nicht, und wenn schon, wüsste ich dann nicht, womit ich sie in der Anlaufphase bezahlen soll. Denn ein Erfolg des Ganzen ist überhaupt nicht garantiert...

Das Interview wurde im April 2018 per E-Mail geführt.
Fragen: Norbert Reichling

Einige deutschsprachige Informationen:

www.editagelsen.de/deutsch.html

Vgl. auch
www.waz.de/staedte/gelsenkirchen/hinter-strassennamen-steht-geschichte-id212553173.html

»Von Alefbet bis Zedaka«

Ein Arbeitsmodell aus der Werkstatt der Essener Agentur »Verb«

So lautet der Arbeitstitel unserer kommenden Dauerausstellung. Ein nächster Zwischenbericht über die Arbeit daran ist fällig: Wir sind seit dem Herbst 2017 in einer Phase intensiver Textarbeit und Feinabstimmung mit den Gestalter*innen. Das heißt auch: Hunderte kleiner Entscheidungen über Prioritäten, Textarten, Präsentationen sind von unserem Team laufend zu fällen. Das ist eine anstrengende Zeit, aber jede Konkretion der Pläne steigert zugleich unsere Vorfreude.

Wir haben in der letzten Schalom-Ausgabe (Nr. 81) ausführlich über die konzeptionellen Grundentscheidungen (und Schwierigkeiten) berichtet. Was hat sich seitdem verändert?

Vor allem eines: Wir haben einige kleinere Teilprojekte »auf Eis gelegt«: Die geplante Eröffnung zum Thema »Juden in Westfalen« im Erdgeschoss-Foyer wird noch nicht mit dem Rest der Ausstellung fertiggestellt, das Thema wird zunächst in einer vorläufigen Form präsentiert. Diese Entscheidung fiel, nachdem wir eine Diskussion über eine etwas umfassendere Umgestaltung des Foyers begonnen haben. Vermutlich wird diese Umgestaltung dann mit weiteren Renovierungs- und Modernisierungsmaßnahmen in Alt- und Neubau verbunden, für die noch Zuschüsse beantragt werden müssen. Die Stadt Dorsten als Hauseigentümer unterstützt uns dabei und erstellt derzeit eine bauliche Bestandaufnahme.

Derzeit sieht es also so aus, als werde sich die angekündigte »Neuerfindung« des Jüdischen Museums in mehreren Schritten vollziehen. An unserem Versprechen, den Kern der Dauerausstellung im Herbst zu eröffnen, ändert dies nichts. Die Folgen einer neuen Ausstellung für die Alltagsarbeit – neue Führungskonzepte, neue Audioguides etc. zu erarbeiten – werden uns sicherlich noch eine ganze Weile beschäftigen.

Norbert Reichling

»Kleiner Leitfaden« für die jüdischen Friedhöfe in Borken und Gemen

Vor einigen Jahren startete das Jüdische Museum Westfalen eine Schriftenreihe. In lockerer Folge sollen zu jüdischen Friedhöfen der Region »Kleine Leitfäden« erscheinen. Es gibt dort jeweils allgemeine Informationen zum jüdischen Friedhof, zur Anlage und zum Aufbau der hebräischen Inschriften. Dieser allgemeine Teil wird jeweils mit lokalen Beispielen aktualisiert. Hinzu kommen ausgewählte Inschriften und Kurzbiografien der zu diesen Grabsteinen/Inschriften gehörenden Personen. Ein Text zur Geschichte des Friedhofs rundet den Leitfaden inhaltlich ab. Hinzu kommen aktuelle Farbfotos, ein Lageplan der Gräber und ein Verzeichnis weiterführender Literatur. Nachdem bereits 2014 der erste Leitfaden für Dorsten erschien, folgte im September 2017 derjenige über Schermbeck.

In Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Jüdisches Leben in Borken und Gemen konnte nun im April der dritte Leitfaden zu den Friedhöfen in Borken und Gemen fertig gestellt werden. Alle drei Vorhaben wurden von dem führenden Fachinstitut Deutschlands für diese Themen, dem Essener Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut, beratend begleitet.

In Borken und im Ortsteil Gemen existieren heute noch zwei Friedhöfe. An einen älteren Friedhof in Borken erinnern nur noch Fotos aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts und ein 1962 aufgestellter Gedenkstein. Auch hatte es nach 1945 noch zwei Bestattungen in Borken gegeben. Sally Landau wohnte nach seiner Flucht nicht mehr in Borken, sondern in den benachbarten Niederlanden. Er hatte sich aber eine Beisetzung auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt gewünscht. Auf diesem Friedhof fand 1968 auch Erich Haas seine letzte Ruhe. Er war als einziger wieder zurückgekehrt und hatte sich intensiv für die Wiederherstellung der verwüsteten Friedhöfe eingesetzt.

Alle genannten Broschüren können (zum Preis von 5€) im Jüdischen Museum Westfalen erworben oder bestellt werden.

Thomas Ridder

Die Geschichte der Familie Steeg aus Daseburg und ihrer Schabbatlampe

Quellen:

Hermann Oppenheim (Wikipedia)

https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Oppenheim

Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen Regierungsbezirk Detmold von Elfi Pracht

https://bit.ly/2vJ5kAT

https://bit.ly/2qY3eHL

Emil Herz (Wikipedia)

de.wikipedia.org/wiki/Emil_Herz

https://bit.ly/2FbAHUk

https://bit.ly/2qXPkWl

Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Detmold

Angaben von Marcus R. Mayerson

Die neu ins Museum gekommene Schabbatlampe, eine Schenkung von Marcus R. Mayerson, lässt sich zu einer ehemals in Daseburg bei Warburg (heute Kreis Höxter) lebenden Familie Steeg zurückverfolgen. Diese Familie Steeg war eine jüdische Rabbinerfamilie. Der erste, der Familie Steeg angehörende, schriftlich erfasste Bewohner Daseburgs war der aus Steeg am Rhein stammende Gelehrte Samuel Ste(e)g. Dieser richtete in seinem Haus in der »Langen Straße« eine Jeschiwa (höhere jüdische Lehranstalt) ein. Steeg war von 1774 – 1805 Gemeinde- und Oberlandesrabbiner der Glaubensgemeinschaft Warburg.

Auch der auf Samuel Steeg folgende Gemeinderabbiner Juda Oppenheim entstammte der Familie Steeg und hat somit auch eine Verbindung zu der Schabbatlampe. Sein Sohn war der bekannte Neurologe Hermann Oppenheim, der aber in Berlin lebte und damit nicht in Besitz der Schabbatlampe gewesen sein konnte. Ein weiteres, bekanntes Mitglied der Familie Steeg war Emil Herz. Dieser gründete den Ullstein Verlag und schrieb ein Buch über die Geschichte der Familie Steg (»Denk ich an Deutschland in der Nacht – Die Geschichte des Hauses Ste(e)g«).

Die darauffolgende Generation der Steegs um Max Steeg betrieb einen Kolonialwarenladen in ihrem Haus in der Langen Straße in Daseburg. Max Steeg führte das Geschäft bis 1937, da er ab diesem Zeitpunkt durch die von den Nazis veranlassten Maßnahmen nicht mehr in der Lage war, das Geschäft weiterzuführen. Sein Haus war auch 1934 schon von unter 14-jährigen Jugendlichen geschändet worden. 1937, nach dem erzwungenen Verkauf seines Ladens emigrierte er mit seiner Familie (Frau Bertha und Sohn Heinz) nach Palästina. Auch die Schabbatlampe nahmen sie mit dorthin. Um 1960 zog es Max Steeg wieder nach Deutschland, genauer gesagt: nach Frankfurt. Sein Sohn Heinz mit seiner Frau Alicia und die Schabbatlampe kamen mit ihm. 1975 wanderte die Familie dann nach Brasilien aus, wo Heinz Steeg als Kaufmann arbeitete. Nach seinem Tod 2005 zog seine Frau Alicia zurück nach Frankfurt. Auch die Schabbatlampe fand 2012 ihren Weg zurück nach Deutschland, wo sie nach dem Tod Alicia Steegs auf Grund von mangelndem Interesse der Nachkommen der Familie Steeg in den Besitz von Marcus R. Mayerson kam, eines entfernten Verwandten der Familie, der sie dem Jüdischen Museum Westfalen im Dezember 2017 als Schenkung überließ. Sie wird in der neuen Dauerausstellung zu sehen sein.

Erik Lindner

Unser neuer Geocache zum Jüdischen Friedhof Dorsten

Zu der Veranstaltungsreihe »Brückenschlag: Gemeinsam in Dorsten als Juden, Christen und Muslime« 2017 hat das Gymnasium St. Ursula zusammen mit dem Jüdischen Museum einen Geocache zum Jüdischen Friedhof Dorsten entwickelt.

Im Herbst 2017 haben Schülerinnen und Schüler der 7. Klasse des Gymnasiums St. Ursula mit ihrem Lehrer Thomas Remfort und Antje Thul aus der Museumspädagogik die Geschichte des Jüdischen Friedhofs in Dorsten erkundet. Unterstützt von Walter Schiffer, der 2014 das Büchlein »Der Jüdische Friedhof in Dorsten: Ein kleiner Leitfaden« für das Museum realisiert hat, hat das Projekt `mal im Museum, `mal auf dem Friedhof und `mal in der Schule stattgefunden.

Walter Schiffer freut sich, dass der Geocache zum jüdischen Friedhof im Rahmen der 2016 mit dem Museum geschlossenen Bildungspartnerschaft verwirklicht werden konnte: »Unsere Schülerinnen und Schülerinnen profitieren enorm von dem Angebot des Museums, durch das wir auch fächerübergreifend und kreativ arbeiten können.« Gemeinsam mit an dem Projekt beteiligten Schülern probierten Eltern, Lehrer und andere Interessierte den Geocache bei strahlendem Herbstwetter aus. Mit einem Mix aus Informationen zur Geschichte des Friedhofs und kniffeligen Rätselfragen wurden für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Biografien, die sich hinter den Steinen verbergen sichtbar und Grundlegendes zu Jüdischen Friedhöfen als Ort des Gedenkens und Erinnerns verdeutlicht. Thomas Remfort, der die Unterrichtsreihe mit durchgeführt hat, erläutert: »Das sogenannte Final des Caches, also die Dose mit dem Logbuch, das man finden und in das man sich nach erfolgreichem Lösen des Caches eintragen kann, befindet sich, soviel kann ich verraten, natürlich außerhalb des Friedhofs. Jüdische Friedhöfe sind und bleiben Orte des Gedenkens und Erinnerns an die Verstorbenen. Beim Besuch empfiehlt sich eine ruhige und respektvolle Haltung, Männer, auch nichtjüdische, tragen eine Kopfbedeckung. Am Schabbat, also von Freitagabend bis Samstagabend sollten jüdische Friedhöfe nicht betreten werden.« Dass ein respektvoller Umgang mit diesem Ort und Geocaching sich nicht ausschließen, haben die Schülerinnen und Schüler mit ihrem Geocache bewiesen.

Das Museum freut sich, mit der finanziellen Unterstützung des »Fonds zur Stärkung der Altstadt« aus dem Innenstadterneuerungsprogramm »Wir machen MITte« GPS-Geräte anschaffen zu können. In Kooperation mit der Stadtinfo Dorsten werden die Geräte zukünftig zur Verfügung stehen, um Dorsten und seine Stadtgeschichte neu zu entdecken und neue Caches zu realisieren, worauf Citymanager Christoph Krafczyk besonders gespannt ist.

Der Cache »Jüdischer Friedhof Dorsten« ist unter unserem Account JuedischesMuseum auf der Plattform geocaching.com unter der Nummer GC7FPX2 gelistet.

Antje Thul

Museumsvorstand – alt trifft neu

Neue und gewohnte Gesichter weist der Vorstand des Museums-Trägervereins auf. Der Verein für jüdische Geschichte und Religion – mit einer Mitgliedschaft kann übrigens jede und jeder etwas zum Fortbestand und zur Entwicklung des Hauses beitragen! – hat auf seiner Mitgliederversammlung am 8. Mai 2018 einen neuen Vorstand für die kommenden drei Jahre gewählt. Im Vorstandsteam arbeiten bis 2021 mit: Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel, Marlena Wasserbauer, Alexandra Hegemann, sowie der ausgeschiedene Werner Springer (vorne, v.l.), Jochen Rudolph. Kurt Langer, Norbert Reichling, Dieter Kollecker (hinten v.l.) – nicht auf dem Foto: Josef Hadick.

Die neuen Mitglieder M. Wasserbauer und A. Hegemann haben sich übrigens in der langjährigen Jugendgruppe des Museums an unsere Arbeit angenähert und wollen sich künftig u.a. der Nachwuchsarbeit widmen.

Prof. Werner Springer hat sich aus Altersgründen nicht erneut zur Wahl gestellt; der Verein ist ihm sehr zu Dank verpflichtet für seine 24 Jahre währende produktive Mitarbeit in vielen Arbeitsfeldern: der pädagogischen Arbeit, der Jugendgruppen-Moderation und Organisation, in der Schalom-Redaktion und der Planung unserer legendären Weihnukka-Märkte sowie seine sorgsame Argumentation in schwierigen Kontexten.

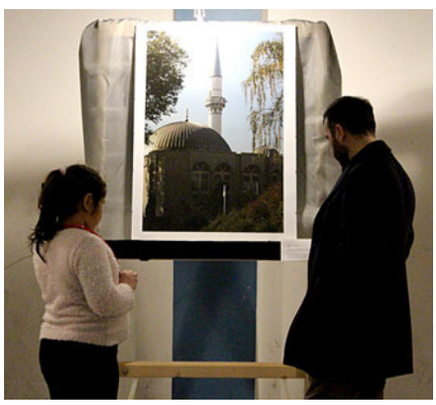
Foto: Anke Klapsing-Reich/DZ

Brückenschlag 2017: Eine Nachlese

Bereits zum dritten Mal fand die Veranstaltungsreihe »Brückenschlag: Gemeinsam in Dorsten als Juden, Christen und Muslime« statt. Gestaltet wurde das Programm von Pastor Franke (St. Agatha-Gemeinde), Matthias Feller (Sparkasse Dorsten), Ferit Kocatürk (Ditib-Gemeinde), Dr. Norbert Reichling und Antje Thul (Jüdisches Museum Westfalen) und Franz-Josef Stevens. F.-J. Stevens freut sich, dass auch in diesem Jahr wieder mehrere Dorstener Schulen das Programm mitgestaltet haben. »Die differenzierte Auseinandersetzung mit der Pluralität unserer Gesellschaft darf im schulischen Alltag nicht zu kurz kommen«, betont er. Für Schülerinnen und Schüler des Petrinums und Mitarbeiter des Jugendamts fanden Workshops zu »Hate Speech: Gegenrede und Konfliktlösung im World Wide Web« mit dem Medienpädagogen Heiko Wolf statt. In den Gesamtschulen Schermbeck und Wulfen waren Referentinnen und Referenten des Projekts »Life back Home« zu Gast. Das Projekt verbindet entwicklungspolitische und antirassistische Bildungsarbeit in Schulen mit den Themen Flucht und Migration. Hierfür bildet es junge Geflüchtete für die Bildungsarbeit aus, die anschließend Schulen in Deutschland besuchen und über die Situation in ihrem Heimatland, ihre Flucht und ihr Leben in Deutschland berichten. Schülerinnen und Schüler vom Dorstener Gymnasium St. Ursula sahen sich die öffentliche szenische Lesung »geflüchtet, abgeschoben, unerwünscht: ‚Lästige Ausländer' in der Weimarer Republik« im Museum an. Die Bremer Shakespeare Company inszenierte den Umgang mit den »fremdstämmigen Ostausländern« anhand zahlreicher Quellen aus der Überlieferung der Reichsministerien aus dem Bundesarchiv. In der anschließenden Diskussion waren viele Zuschauer überrascht, mit welcher Härte in der Weimarer Republik interniert und abgeschoben wurde: »Die Parallelen der aktuellen globalen Flüchtlingssituation zu den historischen Ereignissen nach dem Ersten Weltkrieg sind unübersehbar, sie machen nachdenklich und wir werden uns weiter mit dem Thema beschäftigen, historisch und aktuell!«, resümiert ein Schüler die Veranstaltung, die am Folgetag in schulinternen Workshops vertieft wurde. Schülerinnen und Schüler der 7. Klasse von St. Ursula hingegen haben sich mit der jüdischen Geschichte Dorstens beschäftigt und unter Anleitung von Antje Thul und dem Lehrer Thomas Remfort einen Geocache zum Jüdischen Friedhof erstellt (lesen Sie dazu den Bericht in dieser Ausgabe). Ebenfalls einen Beitrag leisteten Studierende des Caritas-Bildungszentrums für Pflege und Gesundheit in Dorsten. Sie gestalteten einen Kalender zu Feiertagen in den Weltreligionen. Begleitend fand eine Ausstellung statt, in der Besucherinnen und Besucher sich anhand von Bildern, Texten und Gegenständen informieren konnten.

Im Gemeindesaal der Fatih Camii Moschee wurde die Fotoserie »Türme im Vest und Umgebung« – von Frank Handke gezeigt. Dieses gemeinsame Projekt des Fotografen mit der Dorstener DITIB-Gemeinde und dem Jüdischen Museum zeigte die Fotografien ganz bewusst an diesem Ort. Der Umbau des Gebäudekomplexes am Holzplatz, in denen die DITIB-Gemeinde ihre Räumlichkeiten hat, wird insbesondere im Hinblick auf die Errichtung eines symbolischen Minaretts stark diskutiert. Dabei prägen die unterschiedlichsten Türme als sichtbare Marken der Landschaft das Vest: Nicht nur religiöse Türme, wie Kirchtürme und Minarette, auch ein Siloturm, oder ein Sprungturm finden sich in der Umgebung. Andere Türme, wie der Wehrturm der alten Dorstener Stadtmauer sind Denkmal oder Kunstobjekte, wie die Himmelstreppe auf der Halde Rheinelbe in Gelsenkirchen. Diese »Skyline« des Vest hat Frank Handke in seinen Fotografien durch unterschiedlichste Perspektiven sichtbar gemacht und dazu eingeladen, sich die Türme unserer Umgebung einmal genauer anzuschauen.

Eingeladen zu einem Gesprächsabend mit musikalischer Begleitung und anschließender Diskussion hatte die KDF-Regionalgruppe Dorsten. Mit ihrem Vortrag »Zusammen sind wir Heimat«



war die Sprachmittlerin Donia Basal im Pfarrheim St. Antonius zu Gast.

Unter dem Motto »Gott ist uns Zuflucht und Veste – Kirche trifft Synagoge« fand die Abschlussveranstaltung unter Leitung von Kantor Dr. Hans-Jakob Gerlings statt. Die Chorgemeinschaft St. Agatha sang Werke von Louis Lewandowski und anderen jüdischen oder verwurzelten Komponisten des 19. Jahrhunderts.

Die Veranstalter ziehen, ähnlich wie in den Vorjahren, eine insgesamt positive Bilanz. Die Veranstaltungen stießen auf sehr unterschiedliche Publikumsresonanz. »Aber Besucherzahlen sind nicht alles und auch auf den ersten Blick sperrige Themen sind wichtig!«, erinnert Norbert Reichling: »Wir leben in einer Gesellschaft religiöser Vielfalt, das ist Realität. Viele Menschen empfinden das als Bereicherung, andere als Verunsicherung und Gefahr für eigene Werte. Unser Programm wendet sich an alle, die bereit sind zu differenzieren und für Zwischentöne offen sind. Alle Mitglieder der Trägergruppe und unsere Kooperationspartner betreiben auch Vernetzungsarbeit, die uns bei anderen Projekten nutzen wird.« Eine Fortsetzung 2018 ist beschlossen.

Möglich gemacht hat die Veranstaltungsreihe die Sparkasse Vest Recklinghausen. Die szenische Lesung der Bremer Shakespeare Company wurde mit Fördermitteln aus dem Bundesprogramm »Demokratie leben!« realisiert.

Antje Thul

Aus den jüdischen Gemeinden

DUISBURG (1)

Im Februar hat die Jüdische Gemeinde Duisburg – Oberhausen –Mülheim ihren neuen Rabbiner feierlich in sein Amt eingeführt: Gleichzeitig mit der Einbringung einer neuen Tora-Rolle in die Synagoge am Springwall trat David Geballe sein Amt an. Der neue Rabbiner war vorher in der Fürther Gemeinde tätig und lebt schon seit September 2017 in Duisburg. Er studierte vor seiner Ordination in Berlin, New York und Jerusalem.

DUISBURG (2)

Im Duisburger Stadtteil Wannheimerort wird die Errichtung eines jüdischen Friedhofs vorbereitet: Ein ungefähr 1 Hektar großer Teil des dortigen Waldfriedhofs wird derzeit gerodet. Stadtverwaltung und jüdische Gemeinde sind sich einig über die Notwendigkeit, für den schon 300 Jahre existierenden Gemeindefriedhof in Mülheim eine Entlastung zu schaffen. Wegen des Gebots ewiger Totenruhe ist der Flächenbedarf in den letzten Jahren mit den gewachsenen Gemeinde-Mitgliederzahlen auch stark angestiegen.

DÜSSELDORF

Im Herbst 2017 eröffnete die Jüdische Gemeinde Düsseldorf eine neue Servicestelle: Unter dem Namen »Sabra« (das hebräische Wort bedeutet »Kaktus«) gibt es nun eine vom Land NRW unterstützte Anlauf- und Beratungsstelle gegen Antisemitismus und gegen Diskriminierung. »Wir wollen Antisemitismus und Diskriminierungserfahrungen nicht mehr klein reden.« erklärte die Mitarbeiterin der Stelle Riccarda Blaeser zum Start. Alle Düsseldorfer, die von Rassismus oder Diskriminierung betroffen sind, können sich hier zu einem Beratungsgespräch melden. Auch eine bessre Dokumentation antisemitischer Attacken gehört zu den Zielen; auf der Website www.sabra-jgd.de findet sich ein Meldebutton dazu.

SABRA

MÜNSTER

Vor 20 Jahren bauten Schülerinnen und Schüler des Kardinal Von Galen Gymnasiums in Münster in den Schulfächern für Religion, Geschichte und Kunst in mehr als achtzehnmonatiger Arbeit den Tempel von Jerusalem nach, und zwar maßstabgetreu 1:200. Mit 1 200 Säulen und mit mehr als 400 Nägeln entstand der maßstabgetreue Modellnachbau der Tempelanlage. Maßstabgetreu, das heißt, die Schüler waren neben dem normalen Unterricht ihres Gymnasiums über viele Monate intensiv damit befasst, sämtliche Originalteile des Tempels, ob Mauern, Türmchen, Treppchen, Säulen oder nachzustellende Tempelbesucher mathematisch so detailgetreu umzurechnen. Im Rahmen eines großartigen Festaktes im April 2018 übergab das Gymnasium die Modellanlage der Jüdischen Gemeinde als Geschenk.

OBERHAUSEN

Dem langjährigen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Oberhausen »Perusch«, Lev Schwarzmann, wurde am 18. Dezember 2017 die Ehrennadel der Stadt Oberhausen verliehen als Dank und Anerkennung für sein langjähriges und herausragendes ehrenamtliches Engagement. »Heute ist die Liberale Jüdische Gemeinde ein fester Bestandteil der Oberhausener Stadtgesellschaft«, stellte der Oberhausener Oberbürgermeister aus diesem Anlass fest und betonte die Offenheit der Gemeinde.

HERFORD-DETMOLD

Ein bekannter und mehrfach vorbestrafter ostwestfälischer Neonazi (inzwischen Bundesvorsitzender der Partei »Die Rechte«) wurde im Februar 2018 zu einer sechsmonatigen Freiheitsstrafe verurteilt, nachdem er den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Herford- Detmold, Prof. Matitjahu Kellig, als »frechen Judenfunktionär« bezeichnet hatte. Das Gericht schloss sich der Auffassung an, diese Floskel sei typischer Hetz-Jargon der Nazis, und sah damit den Straftatbestand der Volksverhetzung und Beleidigung als erfüllt an.

Die Erinnerung wachhalten

Margot Spielmann Preisverleihung im Jüdischen Museum

Lautes Stampfen, der Boden vibriert. Die wachsende Beklemmung ist deutlich spürbar, als Vater Preminger die Tür aufmacht und SA- Leute das Haus stürmen. Schreie begleiten die Szene, als die Familie brutal auseinander gerissen wird. Diese Abschlussszene ist Teil der Margot Spielmann Preisverleihung, die am 05.12.2017 zum neunten Mal im Jüdischen Museum stattfand. Ausgezeichnet wurden in diesem Jahr drei Projekte und zwei Einzelarbeiten. SchülerInnen der Oberstufen aus NRW konnten Facharbeiten zur jüdischen Geschichte, Religion und Gegenwart sowie zur NS-Geschichte einreichen. Ebenfalls willkommen waren auch Arbeiten aus dem Deutschunterricht, die sich mit Romanen passend zum Thema befassten.

Die beeindruckende letzte Szene ist Teil des Theaterprojektes »Gladbeck unterm Hakenkreuz – nie wieder«, entwickelt vom Stadtarchiv Gladbeck sowie fünf weiterführenden Schulen. Die Jugendlichen der Klassen sieben bis zwölf setzten sich intensiv mit der Geschichte ihrer Stadt auseinander. Sie recherchierten u.a. auch im Stadtarchiv und verarbeiteten dann ihre Erkenntnisse auf der Bühne. Das Stück spielten sie mit einer Intensität, das eindrucksvoll schilderte, wie sehr sie die Geschichte berührte. Es zeigte den SchülerInnen daneben auch einen neuen Zugang zur Geschichte auf. Beeindruckend für die rund 80 Besucher war auch die Lesung der SchülerInnen der Herner Mont-Cenis-Gesamtschule. Sie stellten eine Szenenfolge zur Deportation der Herner jüdischen Familie Frank 1942 aus Sodingen dar. Mit Fotos untermalt wurde das Schicksal der Familie beeindruckend gezeigt und stimmte das Publikum merkbar nachdenklich. Auch hier ging der Präsentation eine intensive Recherche voraus. Das dritte ausgezeichnete Projekt »Unverstehbares verstehen. Die Shoa im Kontext der NS-Ideologie und -Expansion« kam von SchülerInnen des Gymnasiums Bethel der Friedrich-v. Bodelschwingh-Schulen aus Bielefeld. In einer Ausstellung, die unter anderem auch im »Staatlichen Museum Majdanek« gezeigt

Schüler der Mont-Cenis-Gesamtschule aus Herne präsentierten Ausschnitte aus ihrer Lesung zur Familie Frank aus Sodingen.

wurde, stellten die Schüler die inhaltlichen Ergebnisse ihres Aufenthaltes in den Gedenkstätten Auschwitz und Majdanek dar.

Neben den drei Projekten aus Bielefeld, Gladbeck und Herne prämierte die Jury auch zwei Einzelarbeiten. Sie zeichnete die Arbeit von Marie Westerdick der Karla-Raveh-Gesamtschule aus Lemgo über das Zusammenleben der christlichen und nichtchristlichen Bevölkerung aus. Dies zeigte die Schülerin eindrucksvoll am Beispiel der Juden in Lemgo in der Zeit von 1900-1945. Aus dem Gymnasium S. Michael in Ahlen war es die Arbeit über die eigene Schule, die die Jury überzeugte. Frederike Havighorst und Hannah Steffensmeier beschäftigten sich mit »ihrer« Schule als »eine katholische Schule zwischen Anpassung und Widerstand zur Zeit des Nationalsozialismus«. Anhand von Quellen, die sie intensiv bearbeiteten, entwickelten sie einen »Gedankenroman«. In diesem reflektierten die Betroffenen monologartig ihre Situation. So zum Beispiel der Regierungspräsident für höheres Schulwesen, der über die Ablösung einer unbequemen Schulleiterin nachdenkt. Den fiktiven Passagen wurde ein gründliches Quellenstudium vorangestellt. Ein Anliegen aller Beteiligten war das Erhalten der Erinnerung an die Vergangenheit. Neben einer Urkunde erhielten die Teilnehmer

Marie Westerdick aus Lemgo erhält die Urkunde für ihre Facharbeit über das Zusammenleben der christlichen und nichtchristlichen Bevölkerung am Beispiel der Juden in Lemgo.

»Unverstehbares verstehen«

Büchergeschenke oder Gutscheine für Projekttage im Jüdischen Museum.

Wer war Margot Spielmann? Geboren am 21. Mai 1926, wohnte das jüdische Mädchen mit ihrer Mutter Luise Kopf, dem Stiefvater Curt Kopf und der Großmutter Henriette Breuer in einem sogenannten Judenhaus in Gelsenkirchen in der Augustastraße 7. Im Jahre 1942 wurden ihre Großeltern nach Theresienstadt deportiert. Diesem Schicksal versuchten Luise und Curt Kopf mit ihrer Tochter zu entgehen. Doch bei der Flucht in das unbesetzte Frankreich entdeckte man die Familie, verhaftete und deportierte sie. Die schwer zuckerkranke Margot erlitt beim Transport einen Schock und kam in ein Krankenhaus in Mühlhausen. Sie verstarb im Spätherbst 1942. Zwei Poesiealben von Margot Spielmann sind erhalten. Das Museum zeigt in seiner Dauerausstellung ein Poesiealbum, mit Eintragungen auch von weiteren jungen Mädchen, die ebenfalls deportiert und ermordet wurden. In der neuen Dauerausstellung wird Margot Spielmann ausführlich porträtiert. Der inzwischen etablierte Jugendgeschichtspreis nach Margot Spielmann soll die Erinnerung an sie und viele andere ermordete Jugendliche der Region wachhalten.

Julia Gievert

Projektauszeichnung des Gymnasiums Bethel der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schulen aus Bielefeld mit dem Thema »Unverstehbares verstehen. Die Schoa im Kontext der NS-Ideologie und -Expansion«.

Zusammen leben: Auch ein Thema im Museum!

Die Sprach- und Orientierungskurse der Volkshochschule Dorsten für Migrantinnen und Migranten sind regelmäßig im Museum zu Gast. Mit unseren Gästen, die im Oktober 2017 das Museum besuchten, haben wir ein ganz besonderes Projekt durchgeführt: Wir haben einen Stop-Motion-Film gedreht. Stop-Motion ist eine einfach umzusetzende Filmtechnik, bei der einzelne Fotoaufnahmen so hintereinander gesetzt werden, dass sich ein kleiner Film ergibt. Das Equipment konnten wir aus Kunst- und Kulturförderung des Landes Nordrhein-Westfalen (Regionale Kulturpolitik Ruhrgebiet) anschaffen. Personell unterstützt hat den Projekttag das Team des Projekts »Willkommensstätten«, das sich den Leserinnen und Lesern der Schalom bereits in der letzten Ausgabe vorgestellt hat.

Um die unterschiedlichen Deutschkenntnisse unserer insgesamt fast 20 ProjektteilnehmerInnen zu berücksichtigen und auf alle Fragen eingehen zu können, haben wir sie in drei Gruppen parallel durch die Ausstellungsräume geführt. In diesen kleinen Gruppen ergab es sich dann automatisch, dass man sich untereinander besser kennenlernte und wir mehr über unsere Gäste erfuhren, als bei einer Führung mit einer größeren Gruppe. So waren auch Ängste und Bedenken, hier im Museum nicht willkommen zu sein, und Befürchtungen, etwas Falsches zu sagen, schnell aus dem Weg geräumt und das Eis gebrochen. Auch eine besondere Herausforderung für das Team, schließlich waren die Gäste zwischen 20 und 55 Jahren alt, hatten die unterschiedlichsten beruflichen Hintergründe als Studentin, Bäcker oder Dolmetscherin und kamen aus ganz verschiedenen Ländern. Während eine russischstämmige Besucherin Interessantes aus dem russischen Judentum berichten konnten, hatte eine junge Frau von den Philippinen noch nie etwas von jüdischer Religion und Kultur gehört. In den Kleingruppen wurde auch nach dem Ausstellungsrundgang lebhaft weiter diskutiert. Insbesondere die Biografien des Schoa-Überlebenden Rolf Abrahamson aus Marl und die Lebensgeschichte der russisch-jüdischen Einwanderin Jelena Erasovitzkaja haben unsere Gäste tief beeindruckt und sie ermutigt, uns auch etwas über sich zu erzählen und inspirierte sie schließlich zu dem Thema des Films, den wir in einer kreativen Werkstattphase zusammen erstellt haben. Schnell waren sich alle einig, dass es eine Botschaft für Zusammenleben unabhängig von Herkunft oder Religion werden sollte und so bekam der Film auch den Titel: »Zusammen leben!«

Das mit Knet-Figuren umgesetzte Ergebnis ist übrigens auf der Facebookseite des Museums zu finden!

Antje Thul

Exodus nach Palästina

Das DP-Palestine-Camp Bocholt

Karl Marx von der jüdischen Gemeinde Düsseldorf im Gespräch mit Ruben Abelson im DP-Camp Bocholt, 2. Mai 1947. Quelle: LVR-ZMB, Hans Berben.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde für diejenigen jüdischen Überlebenden, die durch Verschleppungen aus den ehemaligen deutschen Reichsgebieten im Osten zurückgeblieben waren, Deutschland zu einem Transitland.

Ihre Leidensgeschichte leistete dem Gefühl Vorschub, das »Land der Täter« unverzüglich nach der Befreiung verlassen zu wollen, um sich zumindest räumlich von den tragischen Verlusterfahrungen distanzieren zu können. Infolgedessen wurde für die jüdischen Staatenlosen in der britischen und amerikanischen Besatzungszone der Zionismus, die Alijah (hebr. Aufstieg), zum entscheidenden Zukunftsbezug jener Zeit. Sie konsolidierten sich unter dem kollektiven Begriff der She'erit Hapletah (»Rest der Geretteten«) und organisierten sich als Übergangsgesellschaft in speziell eingerichteten jüdischen DP-Lagern bis zur Möglichkeit ihrer Auswanderung nach Palästina. Eine Auswanderung war in den ersten drei Nachkriegsjahren aber alles andere als selbstverständlich, denn die britische Regierung versuchte zu dieser Zeit, die Einreise in ihr Mandatsgebiet einzudämmen. Mit der Begründung, dass man den Konflikt zwischen Arabern und Juden nicht anheizen wolle, wurde die Auswanderung bis 1948 lange Zeit erschwert und nur kleine Kontingente zur Emigration zugelassen. In dieser Hinsicht waren jüdische Überlebende zwar befreit, aber in ihrer Wahrnehmung noch nicht frei – sie saßen auf »gepackten Koffern«. Insbesondere nach dem Judenpogrom in Kielce im Juli 1946 schwoll die Zahl der aus Polen fliehenden Juden in der britischen Zone noch einmal sprunghaft an und spitzte die Lage drastisch zu.

Während das befreite Konzentrationslager Bergen-Belsen mit nahezu 9.200 Personen das größte jüdische DP-Camp ausmachte und mit dem jüdischen »Zentral-Komitee der befreiten Juden« den zentralen Schauplatz jüdischer Selbstverwaltung in der britischen Zone darstellte, bot sich jüdischen DPs im Rahmen der durch US-Präsident Harry S. Truman veranlassten Operation »Grand National« die Möglichkeit, über kleinere Camps zu geringer Personenzahl ins Ausland ausreisen zu können. Aus der britischen Zone konnten im Rahmen dieser Operation ab Februar 1947 nahezu 12.000 ehemalige KZ-Häftlinge nach Palästina auswandern.

Begibt man sich auf Spurensuche jüdischen Lebens nach 1945 in Westfalen, eröffnet sich in diesem Zusammenhang ein fast vergessenes Kapitel jüdisch-westfälischer Geschichte: Im westfälischen Bocholt, nahe der deutsch-niederländischen Grenze, richtete die alliierte Kontrollkommission unter Aufsicht der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) an der Peripherie der Stadt mit dem Palestine Transit Camp auf dem Gelände eines ehemaligen Kriegsgefangenenlagers eines dieser Transitcamps ein, in der die regulierte Ausreise nach Palästina vorbereitet wurde. Aus Belsen-Hohne trafen ab März 1947 regelmäßig jüdische

»She'erit Hapletah – der Rest der Geretteten« im Lande der Täter

»Im DP-Camp Bocholt, 1947«. Quelle: LVR-ZMB, Hans Berben.

Überlebende ein, die sich im DP-Lager Bocholt gezielt auf eine Auswanderung vorbereiteten. Der erste Transport jüdischer Überlebender aus dem DP-Lager Belsen-Hohne, traf am 13. März 1947 ein. Ab diesem Zeitpunkt folgten regelmäßig weitere Transporte aus Belsen-Hohne, zu denen auch partiell Personenangaben nachvollzogen werden können: Am 21. März 1947 (204 Personen), 31. März 1947 (etwa 396 Personen); 5. August 1947 (454 Personen), 31. Dezember 1947 (45 Personen), Februar 1948 (etwa 300 Personen). Insgesamt sollen zwischen April 1947 und April 1948 etwa elf Transitzüge nach Marseille gegangen sein, wodurch nahezu 6.000 Menschen nach Palästina gelangten.

Das Lager war bei einer Sitzung der britischen Militärregierung am 28. Januar 1947 im Zonenhauptquartier in Lemgo als Standort für ein Palestine-Transit-Camp aufgrund der größtenteils unversehrten Infrastruktur ausgewählt worden. Aus Sicht der Briten bot das Lager in Bocholt zwei Vorteile: Es verfügte über einen direkten Gleisanschluss und war verkehrsgünstig gelegen. Das Camp, gelegen im Bocholter Stadtwald, bestand im Kern aus drei Unterkunftsbaracken und einer Baracke, die eine koschere Küche an der nord-westlichen Ecke des Stadtwaldlagers beherbergte.

Neben den jüdischen Überlebenden bot das Lager auch ehemaligen Kriegsgefangen anderer Herkunft, wie etwa jugoslawischen Flüchtlingsfamilien, eine Notunterkunft. Darüber hinaus waren 2.500 ehemalige Kriegsgefangene aus Estland, Lettland und Litauen im Lager untergebracht. Zu Konfliktsituationen führte der Umstand, dass SS-Mitglieder, die in Dänemark gefangen genommen worden waren, zeitweise ebenfalls auf dem Gelände untergebracht wurden. Das Zusammenleben mit den Tätern auf engstem Raum war eine besondere psychische Qual und entlud sich nicht selten in gewaltsamen Auseinandersetzungen, so dass die verschiedenen internierten Nationalitäten des Lagers durch Eintritts- und Ausgangsabteilungen voneinander separiert werden mussten.

Die jüdische Hilfsorganisation American Joint Distribution Committee (JOINT) und ihr britisches Pendant, die Jewish Relief Unit (JRU), unterstützten durch Personal und Versorgungsgüter die Verpflegung der jüdischen Überlebenden mit Lebensmitteln und gewährleisteten ihre medizinische Versorgung. Um den wichtigsten innerjüdischen Bedürfnissen nachkommen zu können, wurde von den Überlebenden ein Lagerkomitee gewählt, dem die Organisation des kulturellen Lagerlebens in den Bereichen Unterricht, Freizeit und Religion unterstand. Die örtliche, administrative Leitung des Palestine-Camp unterstand der UNRRA. Sie entsandte einen Verpflegungsoffizier, eine Krankenpflegerin und richtete ein Büro ein, dessen Leitung dem UNRRA-Direktor Steven Mills anvertraut wurde. Gemeinsam mit dem Camp-Com-

mander Ruben Abelson koordinierte er die Versorgung und Transporte.

Im Rahmen der Transporte aus Belsen-Hohne kamen vor allem junge Menschen, die sich in den zionistischen Jugendbewegungen engagierten, in das Camp und wurden dort gezielt auf das künftige Leben in einem Kibbuz vorbereitet. Sie wurden gemäß den Lehrplänen aus Belsen-Hohne in modernem Hebräisch (Ivrit), in Landeskunde und Geschichte Palästinas sowie in jüdischer Religion und handwerklichen Fertigkeiten unterrichtet.

brachte ein Inspektor die Thora zurück. Vorher hatte der Camp-Kommandant gedroht, dass die Tabakration gestrichen würde, wenn die Thora nicht gefunden würde. Der Mann, der sie gestohlen hatte, wurde sofort ins Gefängnis gebracht.«

Die Lagerverwaltung des DP-Palestine-Camp Bocholt unterhielt regelmäßige Kontakte zur neugegründeten jüdischen Gemeinde Düsseldorf und den jüdischen Landesverbänden Nordrhein und Westfalen, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten ihre Glaubensgenossen durch Versorgungsgüter und Sonderkontingente des

ein beeindruckendes, zeitgenössisches Kolorit jüdischer Selbstverortung abseits deutsch-jüdischer Gemeinden. Das Camp bestand bis Mitte 1948. Als nach der Gründung des Staates Israel der Weg zur freien Ausreise geebnet wurde, übergab die britische Militärregierung das Lager im April 1950 dem Arbeits- und Sozialministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, das dort ab 1952 Flüchtlinge aus der DDR unterbrachte.

Sebastian Braun

… für eine Zukunft in Palästina-Israel

Ob es einen Gebetraum in Palestine-Camp Bocholt gab, ist nicht eindeutig nachgewiesen. Eine Thorarolle, die durch einen Bocholter Juden gerettet werden konnte und den Auswanderern zur Verfügung gestellt wurde, war aber vorhanden. Ein zeitgenössischer Bericht, den ein Bocholter Lagerbewohner an Simon Bloomberg (1894 – 1981), der 1947/48 UNRRA-Direktor des DP-Camps Belsen-Hohne war, richtete, gewährt den Einblick, dass »…Nach der Abreise entdeckt (wurde), dass die Jugoslawen, die auch im Camp lebten, die Thora gestohlen hatten. Die Angelegenheit wurde dem Camp-Kommandanten gemeldet. Nach einer ausgiebigen Untersuchung […]

Roten Kreuzes unterstützten. Im Zuge eines Ausreisetransportes am 2. Mai 1947 besuchte eine Delegation führender jüdischer Repräsentanten aus Düsseldorf das Camp. Darunter waren Karl Marx, seinerzeitiger Herausgeber des Jüdischen Gemeindeblattes für die britische Zone, und Julius Dreifuss, Vorsitzender des Landesverbandes Nordrhein. Sie setzten sich gemeinsam mit der Camp-Direktion für eine bessere Versorgung der Emigranten ein und vermittelten bei der Militärregierung. Der beim Düsseldorfer »Rhein Echo« angestellte Fotojournalist Hans Berben, begleitete an diesem Tag die Abreise jüdischer Emigranten und zeichnete mit seiner Fotoreportage

Quellenangabe:

Die Informationen zur Geschichte des DP-Palestine-Camp Bocholt stammen aus der von Josef Niebur und Hermann Oechtering kuratierten Ausstellung im Stadtmuseum Bocholt, die vom 29. Januar bis zum 01. März 2018 zu sehen war.

Bildnachweis/ Bilder vom LVR-Zentrum für Medien und Bildung/ Bestand Hans Berben

»Aus dem Zuhörerraum klingt es: ‚Bestie!‘«

Der Gestapobeamte Otto Cassebaum in der Dortmunder Steinwache, 1933-1937

Die Mahn- und Gedenkstätte Steinwache heute

So titelte die Westfälische Rundschau am 24. Februar 1949, einen Tag nachdem im Landgericht Dortmund der Prozess gegen den ehemaligen Gestapobeamten Otto Cassebaum eröffnet wurde. Cassebaum wurde »wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit in Tateinheit mit 150 Fällen der Aussageerpressung und 149 Fällen der Körperverletzung im Amte, davon 7 der schweren Körperverletzung« angeklagt.

Seit 1932 beschäftigte sich Otto Cassebaum mit ‚politischen Strafsachen’. Die ihm zugeteilte Aufgabe bestand darin, im Regierungsbezirk Arnsberg ‚Hochverratssachen’ zu bearbeiten. Er sollte gegen politische Gegner ermitteln. Diese Ermittlungen richteten sich insbesondere gegen KPD-Mitglieder, da die KPD seit Februar 1933 mit der Reichstagsbrandverordnung verboten worden war. Darüber hinaus wurde gegen Mitglieder von Ortsverbänden und deren Unterstützer ermittelt, die der KPD nahestanden, sowie gegen Zivilisten, die in Verdacht standen, Flugblätter angenommen oder für politische Häftlinge Geld gespendet zu haben. Cassebaum sollte diese verdächtigen Personen festnehmen, sie vernehmen und sie anschließend dem Untersuchungsrichter vorführen. Schließlich wurden die Verdächtigen durch einen Hochverratssenat verurteilt.

Ab Frühjahr 1933 wurde die Dortmunder Steinwache, wie das Gefängnis an der Steinstraße im Volksmund hieß, von der Gestapo mitgenutzt. Unter dem Personal der Gestapo befand sich Otto Cassebaum. Bald war er als blutiger Otto und Kanonen-Otto in Dortmund bekannt. Nicht zuletzt wegen dieses Mannes bekam die Steinwache den Beinamen »Hölle von Westdeutschland«.

Gemeinsam mit den anderen Gestapobeamten terrorisierte Cassebaum die Dortmunder Bevölkerung. Mit der Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933 wurden die Grundrechte auf Freiheit und Unverletzbarkeit der Person, das Recht auf freie Meinungsäußerung, die Pressefreiheit aufgehoben. Die Gestapo wurde zur Waffe gegen jegliche kritische Äußerung, die Schutzhaft ihr Instrument. Besonders die Verhörmethoden der Gestapo waren berüchtigt: sie bestanden aus physischer und psychischer Gewalt. »Ich heisse Otto Kassebaum, ich bin in ganz [Deutsch]land und über seine Grenzen bekannt, 99% von Euch schlage ich sowieso tot und 1% bleiben am Leben, erzählen uns was.«

So stellte sich Otto Cassebaum Franz Falke, einem Inhaftierten der Steinwache Dortmund vor, bevor er ihn mit Ochsenziemern, Gummiknüppeln und Stöcken misshandelte. Die gewalttätigen Handlungen Cassebaums richteten sich gegen 149 Menschen, die er mit bloßen Fäusten schlug, ihnen an jede Körperstelle Fußtritte versetzte, sie mit verschiedenen Gegenständen bis zu mehrmals täglich zur Bewusstlosigkeit prügelte oder er wendete, die von ihm bevorzugte Methode an: die von ihm so genannte »mexikanische Folter«, die, wie den Zeugenaussagen zu entnehmen ist, als die grausamste und brutalste Misshandlung galt. Den Inhaftierten wurden mit Handschellen die Hände gefesselt. Anschließend mussten sie in die Kniebeuge gehen, die gefesselten Hände vor die Knie halten, so dass Ellenbogen und Kniebeugen auf derselben Höhe waren. Cassebaum schob dann durch Ellenbogen und Kniebeugen einen Spazierstock oder eine Metallstan-

Schuld nie anerkannt...

ge hindurch. In dieser hockenden Position waren die Inhaftierten vollkommen schutz-, wehrlos und bewegungsunfähig. Versetzte er ihnen einen Tritt, fielen sie zwangsläufig hin und konnten sich nicht wiederaufrichten. Waren die Inhaftierten in dieser Position, wurde eine Decke über ihren Kopf geworfen und Cassebaum schlug und trat auf die Wehrlosen ein.

Cassebaum entwickelte seine eigene Art des Verhörs in der Mord- und Fertigmachzelle der Steinwache: die Inhaftierten mussten vor dem Verhörzimmer mit dem Gesicht zur Wand oft stundenlang warten. Bewegten sie sich, trat Cassebaum sie oder stieß sie mit dem Kopf gegen die Wand. Das Verhör begann nicht mit Fragen, sondern mit Schlägen. Um möglichst schnell ein Geständnis zu erzielen, zeigte er ihnen die Gegenstände, mit denen er sie schlagen wollte: Gummiknüppel, Ochsenziemer, Stöcke und Metallstangen. Waren die Häftlinge nicht geständig, wurden sie bis zur Bewusstlosigkeit geprügelt. Verloren sie die Besinnung, wurden sie mit kaltem Wasser überschüttet, damit sie wieder aufwachten, oder sie wurden in ihre Zelle gebracht. Cassebaum ließ die Inhaftierten zu jeder Tages- und Nachtzeit aus den Zellen holen. Während seiner Dienstzeit in der Steinwache (1933-1937) saßen größtenteils politische Häftlinge ein, Mitglieder der KPD, SPD und SAP und der Gewerkschaften, aber auch Zivilisten. Cassebaum konzentrierte seine Gewaltexzesse besonders auf KPD-Mitglieder.

Im Prozess wurde Cassebaum vorgeworfen, seine Machtstellung ausgenutzt zu haben, indem er »politische Häftlinge auf die grausamste, jeder Menschlichkeit hohnsprechende Weise« misshandelte und verhöhnte, zur Erpressung von Aussagen und Geständnissen. Insgesamt wurden zum Verfahren gegen Cassebaum 157 Zeugen vernommen. Der Großteil der Zeugen waren Inhaftierte, die von dem Gestapobeamten während seiner Dienstzeit in der Steinwache misshandelt wurden. Besonderer Bedeutung und Glaubwürdigkeit maß das Gericht den Aussagen von drei ehemaligen Polizeibeamten der Polizeiwache am Steinplatz bei, denn diese sagten aus, obwohl sie selbst nicht von Cassebaum misshandelt worden waren und somit unbeteiligt gewesen seien. Cassebaum leugnete sämtliche Vorwürfe, suchte immer wieder Ausflüchte, konstruierte ein kommunistisches Komplott zu seiner Beseitigung, führte seine körperliche Unfähigkeit zu diesen Taten an und plädierte letztendlich auf Gedächtnisschwund.

Sämtliche Punkte, mit denen Cassebaum versuchte seine Schuld zu leugnen, wurden von Staatsanwalt Dr. Jahn widerlegt: Zahlreiche misshandelte Inhaftierte gehörten überhaupt keiner Partei an, andere waren hochrangige SPD-Mitglieder, wie zum Bespiel der spätere Oberbürgermeister Fritz Henßler. Somit konnte das Verfahren gegen ihn kaum von der kommunistischen Partei initiiert worden seien. In körperlicher Hinsicht, so stellte das Gericht fest, bedurfte es keiner sonderlichen Anstrengung, Menschen, die teilweise gefesselt waren, mit Gegenständen zu schlagen. Auch konnte anhand des Haftbuches der Steinwache nachgewiesen werden, dass Cassebaum an Tagen, an denen er nach eigenen Angaben abwesend war, Verhaftungen durchgeführt hatte.

Am 8. März 1949 erging das Urteil gegen Cassebaum: er wurde in 149 Fällen der Aussageerpressung und sieben Fällen der schweren Körperverletzung für schuldig befunden. Im Falle eines Suizides wurde ihm eine moralische Schuld zugesprochen. Weiter wurde die Misshandlung der Inhaftierten der Steinwache Dortmund als Verbrechen gegen die Menschlichkeit klassifiziert. Hierbei wird betont, dass Cassebaum »sich im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Willkürherrschaft in einem selbst für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlichem Ausmass in schwerster Weise an der Zivilbevölkerung vergangen [hat] […]«. Der Gestapobeamte Otto Cassebaum wurde zu einer Haftstrafe von 15 Jahren verurteilt. Diese verbrachte er in der Strafanstalt Münster in Westfalen. Bereits vier Jahre nach seiner Verurteilung ersuchte Cassebaum am 9. Juni 1953 das Gericht »um Angabe von Anschriften von acht ehemaligen und von einem noch im Dienst befindlichen Polizeibeamten, weil er ein Wiederaufnahmeverfahren anstrebe […]«. Otto Cassebaum hat seine Schuld nie anerkannt.

Vanessa Eisenhardt

Jüdisches Kunst-Mäzenatentum in Essen

Die Erfolgsidee »Folkwang-Museum« – nicht denkbar ohne jüdische Mäzene

Zum Weiterlesen:

Michael Zimmerman: Zur Geschichte der Essener Juden im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Ein Überblick, in: ALTE SYNAGOGE (Hrsg.), Michael Zimmer, Claudia Konieczek (Red.), Jüdisches Leben in Essen: 1800-1933. Essen 1993

Ulrike Laufer: Sammlerfleiß und Stiftungswille. 90 Jahre Folkwang-Museumsverein – 90 Jahre Museum Folkwang, hg. vom Folkwang-Museumsverein e. V. Göttingen 2012

Die religiöse Praxis verlor immer mehr an Stellenwert im Leben der meisten Essener Juden, dennoch gab es das Potential, sich kulturell und gesellschaftlich zu engagieren. So gründeten sich um 1900 herum viele Vereine, wie zum Beispiel der Verein für jüdische Geschichte und Literatur, 1895, oder auch der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 1891.

Außerhalb der Synagogengemeinde förderten die jüdischen Familien der Oberschicht das Gedeihen der Essener Kultur- und Kunstszene: Dr. Salomon, Samuel, Mitglieder der Familie Hirschland und das Ehepaar Heinemann (vgl. Schalom Nr. 81) wirkten im Essener Museumsverein und im Historischen Verein für Stadt und Stift Essen mit und waren Gründungs- sowie langjährige Vorstandsmitglieder. Doch zeichnete diese Familien nicht nur ihre bloßen Mitgliedschaften in Vereinen aus, sondern vielmehr ihre zentrale Bedeutung für den Aufbau der Essener Kunstsammlung. Insgesamt spielten jüdische Kunstsammler und Stifter eine wichtige Rolle für öffentliche Kunstsammlungen in Deutschland.

Es ist Salomon Heinemann, Georg Hirschland und anderen Essener Mäzenen zu verdanken, dass das Folkwang Museum und dessen Sammlung erhalten blieb: Sie brachten 15 Millionen Mark aus privater Hand auf und verlegten das Museum von Hagen nach Essen.

»Insbesondere Salomon Heinemann leistete ein immenses Arbeitspensum in Gestalt von zahlreichen Unterhandlungen mit den verschiedenen Akteuren sowie der Ausarbeitung der grundlegenden Verträge und schließlich auch der Satzung des Folkwang-Museumsvereins.« (U.Laufer)

Die Beweggründe, Kunst von privater Seite aus zu sammeln und zu stiften, waren unterschiedlich. Von öffentlicher Stelle wurde nicht jede Kunstströmung gefördert, da sie zum Beispiel Kaiser Wilhelm II. schlichtweg nicht gefiel. Auch während der Weimarer Republik lehnte man sich gegen gewisse Strömungen auf, wie den Expressionismus. Damit entstand die Notwendigkeit, dass Privatpersonen diese Kunst sammelten und bewahrten. Jüdische Sammler stifteten Kunstwerke jedoch nicht nur aus dieser Notwendigkeit heraus, sondern auch, weil die Unterstützung der Künste zum gesellschaftlichen Ideal ihrer Schicht, der oberen Mittelschicht, gehörte. Indem die Kunst gestiftet wurde, sollte sie damit auch einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden.

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass auch das Mäzenatentum der Essener Juden mehrere Funktionen hatte: Zum einen waren Menschen wie Salomon Heinemann große Kunstliebhaber und ihrer Heimatstadt so sehr verbunden, dass er seine private Kunstsammlung der Stadt Essen testamentarisch vermachte. Darüber hinaus war auch in Essen das Sammeln und Stiften von Kunst durch jüdische Angehörige der Ober- und auch der oberen Mittelschicht motiviert durch den Wunsch nach einer Etablierung in die Gesellschaft und Kunstszene, nach Anerkennung und Integration: Kunstwerke zu stiften unterstützte den Emanzipationsprozess von Juden in der Gesellschaft, von der sich so lange selber isoliert hatten, aber auch isoliert worden waren.

Vanessa Eisenhardt

Verfolgte Ärztinnen und Ärzte des Berliner Städtischen Gesundheitswesens (1933–1945)

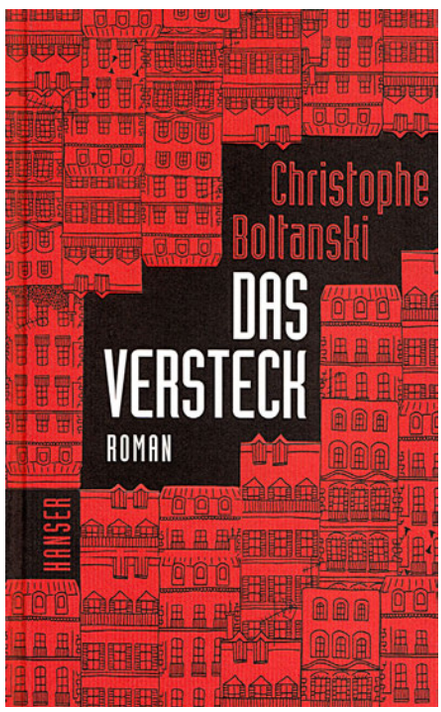
Seit 2013 kann online in der biographischen Datenbank »Verfolgte Ärztinnen und Ärzte des Berliner Städtischen Gesundheitswesens (1933–1945)« nach den Schicksalen jüdischer und politisch unerwünschter Ärzte recherchiert werden. Zusätzlich gibt es seit 2014 ein in gedruckter Form vorliegendes Gedenkbuch unter dem Titel »und dürfen das Krankenhaus nicht mehr betreten«. Der Ausschluss jüdischer und politisch unerwünschter Ärzte und Ärztinnen aus dem Berliner Städtischen Gesundheitswesen.« Entstanden ist das Projekt durch eine Zusammenarbeit des Instituts für Geschichte der Medizin an der Charité, dem Landesarchiv Berlin sowie der Historischen Kommission zu Berlin. Als Kooperationspartner fungiert darüber hinaus das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 wirkte sich schon bald auch auf das öffentliche Gesundheitswesen und das Praktizieren von vor allem jüdischen Ärzten im Deutschen Reich aus. Bereits am 22. April des gleichen Jahres und damit kurz nach der Einführung des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wurde die »Verordnung über die Zulassung von Ärzten zur Tätigkeit bei den Krankenkassen« erlassen, durch welche alle Kassenärzte, die nichtarischer Abstammung waren, ihre Tätigkeit schrittweise beenden mussten. Zu diesem Zeitpunkt waren Schätzungen zufolge zwischen 15 und 17 Prozent der Ärzte im Deutschen Reich jüdischer Abstammung und in Berlin galten von ca. 3.600 Kassenärzten mehr als 2.000 als jüdisch, also gut 60 Prozent. Die angesprochene Verordnung hatte zur Folge, dass die Lebensgrundlage jüdischer Ärzte weitgehend vernichtet wurde, da die Behandlung von Kassenpatienten im Regelfall die Haupteinnahmequelle darstellte. Auch folgten zusehends weitere Verordnungen, die eine Zusammenarbeit von jüdischen und nichtjüdischen Ärzten unterbinden sollten, indem beispielsweise Gemeinschaftspraxen, Vertretungsdienste und Überweisungen verboten wurden. Aber auch angestellte Ärzte wurden schrittweise aus dem staatlichen und kommunalen Gesundheitswesen entfernt, so zum Beispiel mit Hilfe der »Zweiten Verordnung zum Reichsbürgergesetz« vom 21. Dezember 1935, die besagte, dass das Verbot, öffentliche Ämter zu bekleiden, auch für »[…] die Stellung des leitenden Arztes an öffentlichen Krankenanstalten sowie freien gemeinnützigen Krankenanstalten und des Vertrauensarztes [gelte].« Mit der »Vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz«, die schließlich am 25. Juli 1938 erlassen wurde, wurde allen noch im Reich verbliebenen jüdischen Ärzten – Schätzungen gehen von etwas mehr als 3.000 aus – endgültig die Approbation und somit die Erlaubnis, ihren Beruf überhaupt weiter auszuüben, entzogen. Wenige jüdische Ärzte durften von da an nur noch als sogenannte »Krankenbehandler« tätig sein und ausschließlich jüdische Patienten behandeln.

In diesem Kontext befasst sich die Datenbank bislang ausschließlich mit Ärztinnen und Ärzten, die von 1933 bis 1945 in Berlin im städtischen Gesundheitswesen

Fortsetzung auf Seite 26

Versteck auf Lebenszeit



Wenn ein Buch mit dem Titel »Das Versteck« in der Buchhandlung eines Jüdischen Museums liegt, ist das nicht gerade ungewöhnlich. Der Kunde, sprich der kundige Interessent, assoziiert sofort »Das Tagebuch der Anne Frank«, erinnert sich an Senek Rosenblums »Der Junge im Schrank« und Johanna Reis' »Und im Fenster der Himmel«, auch an Marga Spiegels »Unter Bauern« (Filmtitel), und stellt sich auf – hoffentlich glücklich endende – Überlebensversuche ein. Für den Roman von Christophe Boltanski muss er allerdings mehr als ein Quäntchen Geduld aufbringen: Das Titel gebende Versteck rückt erst mit S. 234 in den Blick, da hat der Leser 3/4 des Buchs bereits geschafft.

Denn der Autor führt, um sich die Familiengeschichte zu erschließen, systematisch und akribisch durch die Wohnung der Großeltern in der Pariser Rue de Grenelle. Jedes Kapitel beginnt mit einer Grundrisszeichnung der Wohnung, um jeweils den zu erörternden Raum erweitert. Indem er seine Erinnerungen, die eigenen und die ihm zugetragenen, reflektiert, bewegt er sich durch die Lebens-Räume mehrerer Generationen: Dazu gehört er selbst, dazu gehören seine Großeltern und deren Kinder, die man in Frankreich als »die Bolts« kennt, der Soziologe Luc B., der Linguist Jean Elie B., der Installationskünstler Christian B., die Fotografin Anne Franski. Christophe B., Journalist und Chefredakteur, 1962 geboren, lebte seit seinem 13. Lebensjahr in diesem Haus, hat seine besondere Atmosphäre erlebt und, glücklicherweise, unbeschadet überlebt. »Wir hatten Angst. Vor allem, vor nichts, vor den anderen, vor uns selbst. Vor verdorbener Nahrung. Faulen Eiern. Menschenmassen und ihren Vorurteilen, ihrem Hass, ihren Begehrlichkeiten. Vor ehrenwerten Leuten, die sich unter Umständen in Verbrecher verwandeln können. Vor der Wandelbarkeit des Menschen und des Lebens. Vor dem Schlimmsten, denn das ist immer sicher.« (S. 52f.)

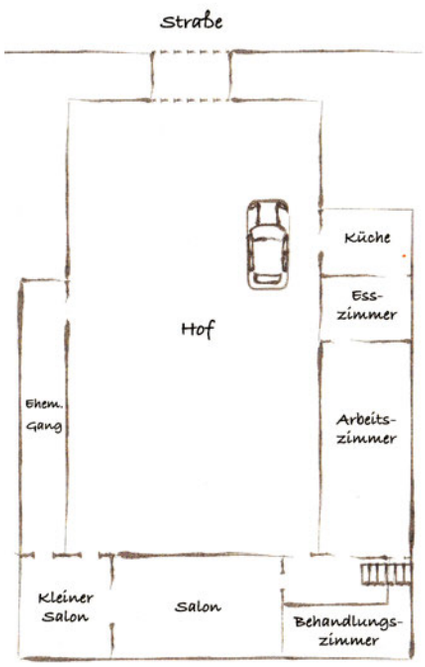
Diese Angst ist nicht unbegründet. Der Großvater ist der Sohn eines 1895 nach Frankreich emigrierten Juden aus Odessa, verheiratet mit Nimia, die aus der Heimat einen Samowar mitbrachte, das Totem der Boltanskis (S. 60), und mit ihm viele Geschichten, die die Herkunft der Familie zur Legende mutieren ließen. Der einzige Sohn soll gelungene Integration und gesellschaftlichen Aufstieg demonstrieren, also wird aus ihm ein Arzt, dessen Hand zittert, wenn er den Enkel impft, der kein Blut sehen kann und sich in die Theorie flüchtet und dennoch die beispiellose Karriere des Emigrantensohns vorweisen kann. Im 1. Weltkrieg steht er völlig überfordert dem nutzlosen Gemetzel (S. 98) gegenüber, das Eiserne Kreuz ruht später neben dem »Judenstern« im Sekretär. 1935 wird er Chefarzt der Pariser Krankenhäuser, gleichzeitig erfolgt die Anmietung des herrschaftlichen Stadthauses, in dem die Familie später lebt. Mit 31 Jahren konvertiert er willentlich, aufrichtig, überlegt (S. 226) zum Katholizismus, für den Agnostiker auch der Versuch, an seine Wurzeln anzuknüpfen (S. 232), in späteren Jahren liest er die Bibel wie ein Gottesfürchtiger, der die Thora studiert (ebd.). Seine Ehefrau, Tochter eines mittellosen morphiumsüchtigen Anwalts, von einer reichen Patin adoptiert, hat er während ihres Medizinstudiums kennengelernt, kurz darauf erkrankt sie an Polio und wird lebenslang bemüht sein, die körperlichen Unzulänglichkeiten zu verbergen – was die Familie und mit ihr die Leserschaft tapfer erträgt.

Was nicht so einfach zu ertragen ist: Besatzer und Vichy-Regierung nehmen keine Rücksicht auf Kriegsorden und Taufurkunde. Der Großvater muss die Klinik verlassen, unterwirft sich den Forderungen der neuen Behörden, vergeblich auf den Schutz Frankreichs hoffend. Und dann also »das Versteck«: Eine Flucht ist nicht mehr möglich, nur eine Zuflucht bietet sich an, ein Hohl-

Rezension

raum unter dem bisherigen Refugium, dem Zwischenraum, zwei Schritte vom Ehebett entfernt (S. 243). Zuvor war die Scheidung erfolgt, deshalb klingt der nächtliche Streit mit lautstarkem Abgang durchaus glaubwürdig. Was die Nachbarn nicht wahrnehmen, ist der Rückweg des Verfolgten, der danach 20 Monate im Versteck zubringt. Die nächtliche Wiederkehr ins Schlafzimmer bleibt nicht ohne Folgen, zum Glück fällt der Geburtstermin des jüngsten Sohns mit der deutschen Kapitulation zusammen.

In späterer Zeit entfernt sich der Gerettete nur noch selten von seinem Versteck, zwar nimmt er seine Arbeit wieder auf, öffnet nach dem Krieg sein Haus für die verunsicherten Menschen, die kommen und gehen, als hätten sie einen Koffer in Reichweite (S. 118), und verschließt sich gegen die antisemitischen Parolen der Nachkriegszeit. Das Überraschendste in seinem Fall ist, dass er den Rest seines Lebens exakt an dem Ort verbrachte, an dem er Unterschlupf



gefunden hatte. Er nannte ihn »mein Genügtmir«. Sein eigenes Eckchen, sein geheimer Schlupfwinkel. (S. 252)

Ein wunderbares Buch, unglaublich und glaubwürdig zugleich, detailreich, humorvoll und ironisch, bisweilen so bizarr, dass es Erzähler wie Leser kaum zu fassen vermögen. Dazu kommt die mitunter verwirrende Verquickung der Zeitebenen, auch der Wahrnehmungsperspektiven, eine authentisch-souveräne Versprachlichung (in offensichtlich adäquater Übersetzung). Der Autor weiß sich als Nachfolger einer Familie, deren Name 177mal in der Datenbank von Yad Vashem auftaucht; deshalb begibt er sich auch nach Odessa, die legendäre Heimat der Boltanskis, ohne absichernde Erkenntnisse allerdings. So bleibt er weiterer Aufklärung verpflichtet, verwundert und bewundernd zugleich und immer mit liebevoller Zuneigung.

Christophe Boltanski, Das Versteck. Roman. Aus dem Französischen von Tobias Scheffel. Carl Hanser Verlag 2017.

Reinildis Hartmann

Damals

Fortsetzung von Seite 24: Verfolgte Ärztinnen…

tätig waren und in Folge der nationalsozialistischen Maßnahmen aus diesem entlassen wurden. Zum jetzigen Zeitpunkt listet sie 450 Personen. Recherchierbar sind diese nach Namen, Geburtsnamen und teilweise Decknamen, Geburts- und Sterbedaten, der beruflichen Position zum Zeitpunkt der Entlassung, der arbeitgebenden Institution, sowie, wenn vorhanden, nach Informationen zum weiteren Lebensweg der Betroffenen in und nach der Verfolgung. Als Beispiel für einen Eintrag in der Datenbank sei auf Hertha Nathorff (1895–1993) verwiesen, die bis April 1933 als leitende Ärztin im Städtischen Krankenhaus für Geburtshilfe Charlottenburg arbeitete und 1939 zusammen mit ihrem Mann Erich Nathorff, der als Arzt ebenso in der Datenbank verzeichnet ist, zunächst nach Großbritannien und 1940 in die USA emigrierte, wo sie ab 1954 als Psychotherapeutin und Journalistin tätig war. Bei der Benutzung der Datenbank ist es darüber hinaus beispielsweise möglich, anhand bestimmter Filter die aufgelisteten Ärzte nach Schicksalen geordnet anzeigen zu lassen und somit Fragen danach zu beantworten, wie vielen Ärzten aus Berlin es gelang, in Berlin oder an einem anderen Ort im Deutschen Reich die nationalsozialistische Herrschaft zu überleben, wer emigrierte, wer verhaftet, deportiert und ermordet wurde oder wer nach 1945 nach Deutschland zurückkehrte.

Zusammengetragen wurden die Informationen vor allem anhand des Reichsarztregisters, zeitgenössischer Adressbücher, Berichten in der Berliner Lokalpresse von 1933 bis 1945, Entschädigungsakten, zahlreicher Archivbestände sowie der aktuellen Forschungsliteratur zu Ärztinnen und Ärzten im Dritten Reich. Die MitarbeiterInnen des Projekts setzen ihre Hoffnungen aber auch weiterhin auf die Mitarbeit der Bevölkerung und freuen sich über Hinweise zu Personen, die bislang nicht erfasst worden sind oder zu denen noch wichtige Informationen fehlen, um die Datenbank fortlaufend ergänzen und erweitern zu können.

Christina Schröder

Link:

https://geschichte.charite.de/verfolgte-aerzte/

Kalenderblatt

Vor 75 Jahren – Der Aufstand im Warschauer Ghetto

»Der Traum meines Lebens hat sich erfüllt. Der bewaffnete jüdische Widerstand und die Rache sind zur Tat geworden. Ich bin Zeuge wunderbaren heldenhaften Kämpfens der jüdischen Kämpfer geworden.« Diese Zeilen schrieb Mordechaj Anielewicz, der Anführer der Jüdischen Kampforganisation, in einem seiner letzten Briefe kurz vor seinem Tod am 8. Mai 1943 nach dem gescheiterten Aufstand im Warschauer Ghetto.

Im Juli 1942 begann die schrittweise Auflösung des jüdischen Wohnbezirkes in Warschau. Bis zum Ende dieses Jahres waren bereits 300.000 Ghettobewohner vor allem nach Treblinka deportiert worden. Diese Geschehnisse hatten zur Folge, dass sich unter den verbliebenen Bewohnern zunächst verschiedene kleinere und politisch unterschiedlich geprägte Widerstandsgruppen bildeten, bevor schließlich vor allem durch Mitglieder jüdischer Jugendgruppen die Jüdische Kampforganisation (polnisch Zydowska Organizacja Bojowa – ZOB) gegründet wurde. Deren Mitglieder hatten schon frühzeitig die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung als Ziel der Nationalsozialisten erkannt und beschlossen, sich dem Versuch weiterer Deportationen mit Gewalt zu widersetzen. In der Folge bemühten sich die Mitglieder daraufhin verstärkt um die Anlegung von Verstecken, die Beschaffung von Waffen und die Herstellung von Brandsätzen, wobei sie teilweise von außerhalb des Ghettos Unterstützung erhielten, beispielsweise durch polnische Kommunisten und Mitglieder der Heimatarmee.

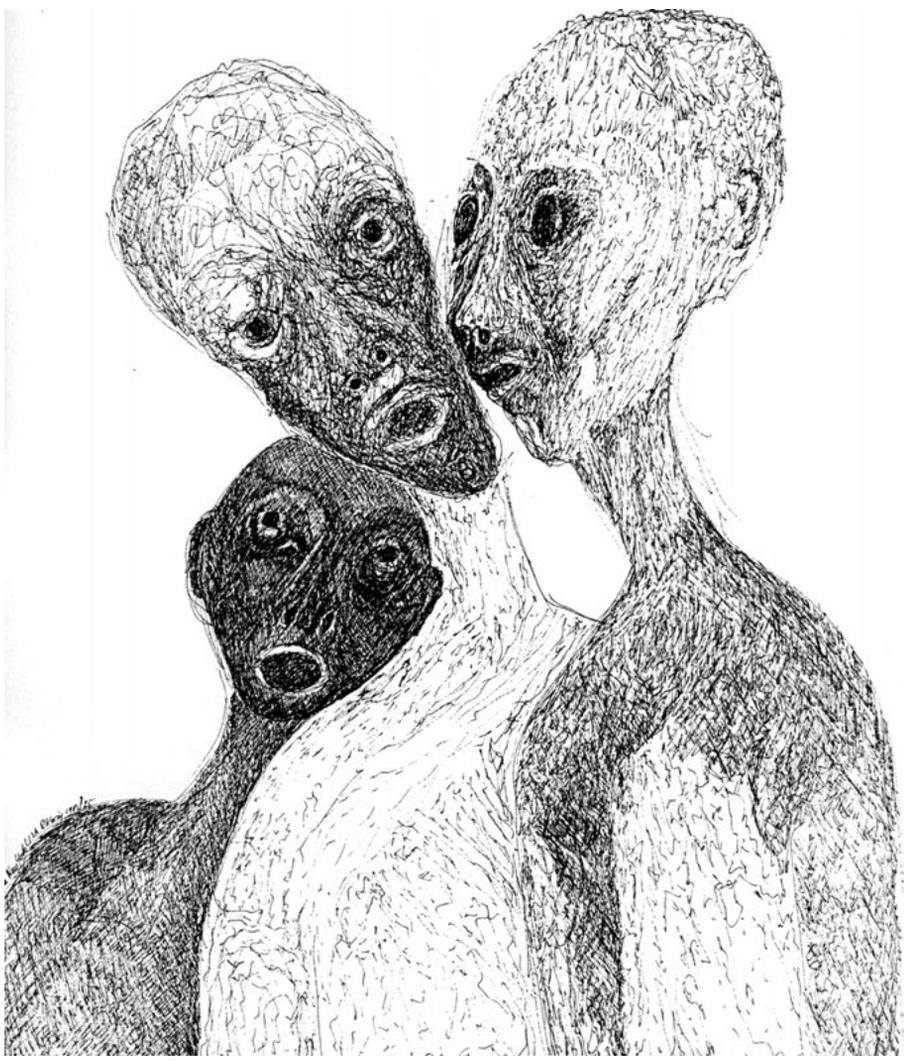
Als am 18. Januar 1943 die SS und Soldaten in das Lager einmarschierten, um Gruppen für die nächsten Deportationen zusammenzustellen, stellten sich ihnen an zahlreichen Stellen Kämpfer entgegen. Unter großen Verlusten gelang es diesen sogar, die Truppen nach vier Tagen vorerst aus dem Lager zu vertreiben und die Deportationen zu einem vorübergehenden Stillstand zu bringen. Direkt im Anschluss an diesen Erfolg begannen die Vorbereitungen für ein bereits abzusehendes erneutes Aufeinandertreffen mit den Deutschen.

In der Woche des Pessachfestes schließlich, am 19. April, begann die SS nachts mit der Umstellung des Ghettos, bevor um sechs Uhr morgens 850 Männer dort einmarschierten. Die OB und ihre ca. 200 aktiven Kämpfer beschossen diese unmittelbar, und ihr gelang es, einen ersten Rückzug der Deutschen zu erwirken. Im Laufe des Tages kam es zu zahlreichen Kämpfen an verschiedenen Orten im Ghetto, wobei sich die jüdischen Kämpfer häufig die miteinander verbundenen Häuser und existierenden Tunnel zu Nutze machten und somit aus dem Hinterhalt angreifen konnten. Es gelang ihnen sogar, eine polnische Flagge und eine mit einem Davidstern im Lager zu hissen. An diesem ersten Tag zogen sich die deutschen Truppen schließlich abends zurück. Am zweiten Tag der Kämpfe, der auf beiden Seiten von großen Verlusten begleitet wurde, gelang es den Deutschen schließlich das zuvor hart umkämpfte Bürstenmacher-Viertel im Ghetto mit Flammenwerfern in Brand zu setzen. Außerdem zerstörte die angeforderte deutsche Luftwaffe eine Vielzahl von Häusern. Abends zog sich die SS erneut zurück. In den nächsten Tagen wurden die Kämpfe fortgesetzt, wobei die Deutschen nun vermehrt Flammenwerfer einsetzten und Keller mit Wasser oder Gas fluteten, um gegen die Zentren des Widerstandes vorgehen zu können. Zahlreiche Kämpfer starben oder wurden hingerichtet, einigen gelang jedoch auch die Flucht aus dem Ghetto. Am 23. April musste die ZOB in ein neues Hauptquartier umziehen, da das alte zerstört worden war. Die Kämpfer hielten sich nun hauptsächlich in unterirdischen Bunkern auf, die sie nur noch für gezielte Angriffe verließen, da ihre Vorräte an Munition schrumpften und sie kaum noch mit Nachschub versorgt wurden. Das Hauptziel der SS war es nun, eben jene Bunker aufzuspüren, um die letzten Nester des Widerstandes zu vernichten. Ende April versammelten sich die letzten verbliebenen Kämpfer und insgesamt circa 500 Menschen im Bunker an der Milastraße 18, da dieser noch nicht entdeckt worden war. Zu diesem Zeitpunkt hatte die ZOB bereits beschlossen, aus dem Ghetto zu fliehen, wofür sie aber auf Hilfe von außerhalb angewiesen war. Diese ließ jedoch auf sich warten. Am 7. Mai schließlich wurde der Bunker von den Deutschen entdeckt und einen Tag später angegriffen. Zahlreiche Personen starben, unter ihnen der eingangs zitierte Mordechaj Anielewicz. Am 16. Mai – mehr als 20 Tage nach Beginn des Aufstandes – erklärte SS-Gruppenführer Jürgen Stroop die Kämpfe um das Warschauer Ghetto offiziell für beendet und er ließ am Abend des gleichen Tages die Große Synagoge sprengen. In der Folge wurde eine Vielzahl der verbliebenen Bewohner in die Vernichtungslager deportiert und dort ermordet. Nur wenigen der aktiven Kämpfer gelang die Flucht und das Überleben des Zweiten Weltkriegs.

Christina Schröder

Das falsche Opfer

In Recklinghausen ging die Ausstellung einer selbst ernannten Shoa-Überlebenden zu Ende



Das Stadthaus E in Recklinghausen beherbergt im Zimmer 306 das Büro von Georg Möllers. Der Erste Beigeordnete hat Geschichte, Germanistik, katholische Theologie, Philosophie und Pädagogik studiert und irgendwie wird der Kommunalbeamte seit einiger Zeit all diesen Studienrichtungen gleichzeitig gerecht. Gemeinsam mit aktiven Mitstreitern hat Möllers seit Jahren in Recklinghausen eine Gedenkkultur aufgebaut. Schon seit den 90ern wird die Geschichte der lokalen Jüdischen Gemeinde und aller Opfer des Nationalsozialismus erforscht und so aufbereitet, dass sie vor allem für Jugendliche erfahrbar ist. Den Opfern wurden durch Biografien und Fotos Gesichter gegeben. In den letzten fünf Jahren entstand so ein Online-Gedenkbuch und Georg Möllers und seine Leute sind motiviert weiter zu forschen und das Internet-Portal ständig zu aktualisieren.

AUSSTELLUNG

Als die städtische Kunsthalle vor einigen Wochen eine Ausstellung der aus Recklinghausen stammenden, gleichwohl international renommierten Künstlerin und vermeintlichen Holocaust-Überlebenden Rosemarie Koczÿ ankündigte, erregte dies schon bald die Aufmerksamkeit des Beamten im Zimmer 306. Im Online-Gedenkbuch nämlich stand dieser Name nicht. Hatte man etwas übersehen? Bekanntlich haben die Nazis die Deportationslisten mit Eichmannscher Gründlichkeit geführt. Kaum anzunehmen also, dass jemand in eines der Lager verbracht wurde, ohne registriert zu sein. Damit fingen für Georg Möllers die Ungereimtheiten an, von denen der fehlende Name in den Deportationslisten erst der Anfang war. Die Recklinghauser Juden waren nach Riga deportiert worden, Rosemarie Koczÿ aber hatte angegeben, man habe sie im Lager Traunstein, einem Außenlager des KZ Dachau, gefangen gehalten. „Das war ein reines Männerlager, Kinder gab es dort keine“, wusste Matthias Kordes, der Leiter des Stadtarchivs, als Möllers mit ihm über seine Recherchen sprach. Gemeinsam machten sie sich in Standesamt und Stadtarchiv auf die Suche und wurden fündig. Aus der Heiratsurkunde von Rosemarie Koczÿs Eltern geht hervor, dass diese im Jahre 1938 als „deutschblütig“ eingestuft worden waren. Und in den Kirchenarchiven tauchten Urkunden auf, die belegen, dass die spätere Künstlerin im Jahr nach deren Eheschließung in der Kirche St. Peter römisch-katholisch getauft worden und nach dem Krieg zur Firmung erschienen war.

„Ich war geschockt!“, erklärt Georg Möllers gegenüber der JÜDISCHEN ALLGEMEINEN, als sich die Befürchtung verdichtet habe, dass sich die inzwi-

Eine Umdeutung realer Traumata?

schen verstorbene Rosemarie Koczÿ wohl zu Lebzeiten eine falsche Identität zusammenphantasiert hatte. Und das ohne erkennbaren Grund. Sie war mit ihrer Kunst, die den Holocaust thematisierte, bereits in den 1970er Jahren international berühmt, ehe sie sich – wie man nun weiß – Anfang der 1990er Jahre zur Shoa-Überlebenden stilisierte. Einen kommerziellen Grund jedenfalls hat es dafür nicht gegeben, worauf auch Hans-Jürgen Schwalm, der Leiter der Recklinghauser Kunsthalle, verweist. Wie aber sollte man, nachdem die Werkschau erstmal eröffnet worden war, mit den neuen Erkenntnissen umgehen? Man hätte damit hinterm Berg halten können, um sie erst nach der Finissage zu verkünden. Oder man hätte die Ausstellung auf der Stelle schließen und die Werke jener talentierten Künstlerin der Öffentlichkeit entziehen können. In Recklinghausen hat man einen anderen Weg gefunden: ein öffentliches Symposium, auf dem einem irritierten Publikum all das mitgeteilt wurde, was Georg Möllers und Matthias Kordes herausgefunden hatten.

Symposion in der Kunsthalle Recklinghausen, November 2017

PHÄNOMEN

Fälle wie der von Rosemarie Koczÿ hat es in der Vergangenheit immer wieder gegeben, und das in einer Häufigkeit, dass man schon von einem Phänomen sprechen kann. Der habilitierte Psychiater Werner E. Platz, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, hatte einst als Gerichtsgutachter mit einem solchen Fall zu tun. Im mittleren Lebensalter hatte ein renommierter Wissenschaftler damit begonnen, sich mit der Shoa zu beschäftigen. Dabei kam er auf den Gedanken, dass er nicht das Kind seiner Eltern sei. Vielmehr sei er als jüdisches Kleinkind in Birkenau gewesen und erst später von diesen adoptiert worden. Obgleich es dafür keinerlei realen Hinweise, geschweige denn Dokumente gab, wollte er seine Version gerichtlich durchsetzen. Dafür war er sogar bereit, auf eine millionenschwere Erbschaft zu verzichten, die ihm jene Eltern hinterließen, die er als solche nicht anerkennen wollte. Das Gericht aber vermochte seiner Phantasie keine juristische Legitimation erteilen. Nicht zuletzt durch das psychiatrische Gutachten von Dr. Platz, der dem Patienten eine wahnhafte Störung attestierte, die sich dadurch auszeichne, dass der Patient durch nichts von der Unrichtigkeit seiner Angaben zu überzeugen sei.

URSACHE

Über die konkrete Ursache für eine solche „wahnhafte Störung“ kann im Fall von Rosemarie Koczÿ nur spekuliert werden. Möglicherweise hat die Beschäftigung mit dem Holocaust bei der sensiblen Künstlerseele zu einer übersteigerten Identifizierung geführt. Dies ist auch vor dem Hintergrund vorstellbar, dass sie durch die Galeristin Peggy Guggenheim in New York in jüdische Kreise geriet, denen sie sich zugehörig fühlen wollte. Vielleicht hat ja auch der Beigeordnete Möllers recht, der herausgefunden hat, dass Rosemarie Koczÿ eine Weile in einem Kinderheim verbracht hatte. Sollten etwa traumatische Erlebnisse dort in der Wahrnehmung der Erwachsenen zu einem KZ-Aufenthalt umgedeutet worden sein? Für das Wahnhafte spricht, dass sie in den 1990er Jahren das Rote Kreuz mit der Suche nach Verwandten beauftragt hatte und ihr bei dieser Gelegenheit die eigene Geburtsurkunde ausgehändigt worden war, die sowohl die Eltern als sie selbst als römisch-katholisch auswies. Letztlich, so der Psychiater Werner E. Platz, könne über die Ursachen solch einer wahnhaften Störung nur durch lange Gesprächssitzungen etwas in Erfahrung gebracht werden. Und da die Krankenkassen bekanntlich für jegliche Erkrankung eine Codierung vorhalten, würde eine solche psychiatrische Dienstleistung unter der Ziffer F22 abgerechnet werden.

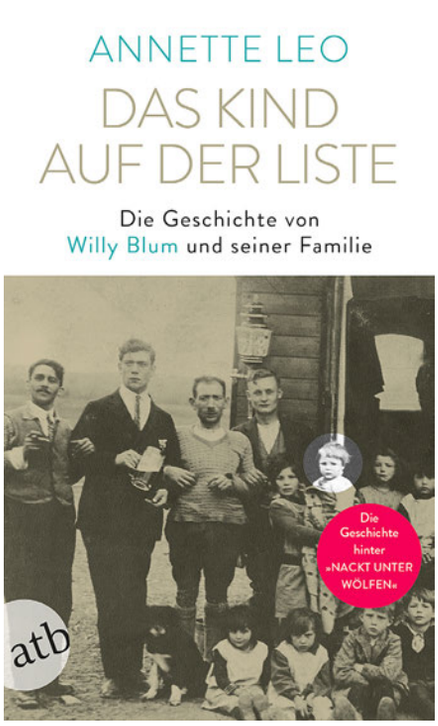
Gerhard Haase-Hindenberg

(Nachdruck aus der Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung vom 12.4.2018 mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Redaktion)

Zu diesem Thema wird seitens der Stadt Recklinghausen derzeit eine Veröffentlichung vorbereitet.

Neue Bücher

Buchtipps aus der LiteraturHandlung



ANNETTE LEO
Das Kind auf der Liste. Die Geschichte von Willy Blum und seiner Familie

Aufbau-TB (2018), € 12,99

Der Sinto Willy Blum war sechzehn Jahre alt, als er in Auschwitz-Birkenau ermordet wurde. Von ihm blieb nur ein Name auf einer Liste, neben dem durchgestrichenen Namen Jerzy Zweigs, der durch Bruno Apitz` Roman »Nackt unter Wölfen« weltberühmt wurde. Über Willy Blum und seine Familie wusste man bislang nichts. Annette Leo hat sich auf die Suche gemacht und erzählt die Geschichte der Familie Blum und zugleich auch die Geschichte des Verschweigens einer Opfergruppe in der Nachkriegszeit: die der Sinti und Roma.

NATAN SZNAIDER
Gesellschaften in Israel

Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag (2017), € 28,—

Sznaider stellt in diesem Buch den Widerspruch zwischen dem theoretischen Anspruch auf eine »normale« Gesellschaft und der israelischen Realität in den Fokus. Durch ikonische Ereignisse und Bilder zeigt er, wie die Gesellschaften in Israel sich ständig gegenseitig herausfordern und um eine Definition israelischer Identität ringen. Angesichts der Krise, die das Land derzeit durchlebt, stellt sich der Soziologe Natan Sznaider die Frage, ob man die israelische Gesellschaft überhaupt mit den klassischen Methoden bewerten kann. Der Zionismus sollte die Juden aus ihrer Weltlosigkeit befreien und ihnen eine »normale« territoriale Souveränität geben, sie durch einen »normalen« Staat mit seinen Institutionen und staatsbürgerlichen Kriterien zu einem Teil der Weltgemeinschaft machen. Aber genau das ist eine der unlösbaren Spannungen, die die Gesellschaften in Israel durchziehen. Es ist daher schwierig, allgemeingültige historische und soziologische Modelle und Kriterien auf Israel anzuwenden.

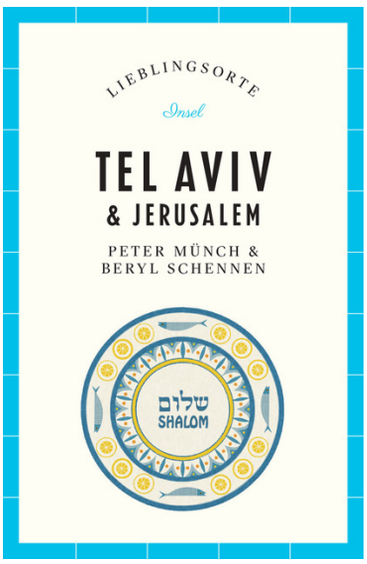
YOTAM OTTOLENGHI
Sweet

Dorling Kindersley (2017), € 26,95

Entdecken Sie mit Yotam Ottolenghi süße Köstlichkeiten aus aller Welt! In seinem neuen Kochbuch entführt Sie der Starkoch zusammen mit seiner langjährigen Kollegin und Süßspeisen-Expertin Helen Goh in die farbenfrohe Welt der süßen Genüsse.

Lassen sie sich verführen von Schoko-Anis-Cookies, Tahin-Halva-Brownies, Aprikose-Amaretto-Cheesecake, Grapefruit-Sorbet oder Safran-Pistazien-Krokant! 120 unwiderstehliche Rezepte bestechen nicht nur durch frische Zutaten, exotische Gewürze sowie komplexe Aromen, sondern liefern auch den eindeutigen Beweis: der israelisch-britische Starkoch ist ein wahrer Meister in der Kunst der Patisserie!

Das Besondere an Ottolenghis köstlichen Kreationen: mit vielfältigen Aromen aus aller Welt wie Feigen, Rosenblüten, Pistazien und Sternanis, Orangenblüten und Mandeln setzt er seinen Kuchen, Törtchen und Desserts sein individuelles I-Tüpfelchen auf. Für unverwechselbar verfeinerten und extravaganten Genuss!



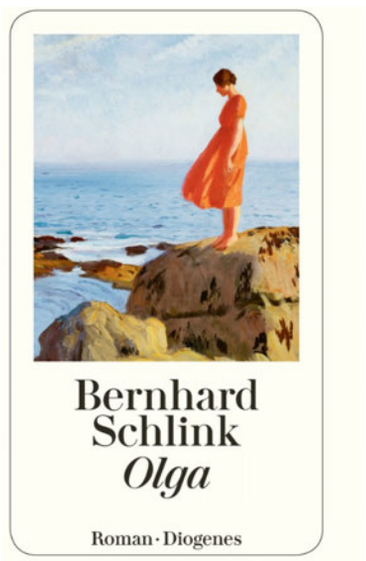
PETER MÜNCH

Tel Aviv & Jerusalem – Lieblingsorte

Insel-Verlag (2018), € 12,—

Zwei faszinierende Städte in einem Band: Tel Aviv, das steht für Sonne, Meer und Leichtigkeit. Und nur 60 Kilometer entfernt lockt Jerusalem mit dem kulturellen Erbe aus drei Jahrtausenden und den heiligen Plätzen dreier Weltreligionen. Der Kontrast könnte kaum größer sein, und den gilt es zu genießen. Entdecken sie versteckte Plätze und Parks, kaufen sie auf den schönsten Märkten ein und genießen sie die besten Cafés, Restaurants und Bars der Städte!

Mit Geheimtipps zu Kunst & Kultur, Land & Leuten, Kulinarischem & Kostbarem – mit farbigen Fotografien und Illustrationen.



BERNHARD SCHLINK

Olga

Diogenes (2018), € 24,—

Die Geschichte der Liebe zwischen einer Frau, die gegen die Vorurteile ihrer Zeit kämpft, und einem Mann, der sich mit afrikanischen und arktischen Eskapaden an die Träume seiner Zeit von Größe und Macht verliert. Erst im Scheitern wird er mit der Realität konfrontiert – wie viele seines Volks und seiner Zeit. Die Frau bleibt ihm ihr Leben lang verbunden, in Gedanken, Briefen und einem großen Aufbegehren.

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Dr. Cordula Lissner, Anja Reichert, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer, Antje Thul

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Schlaglichter

25 JAHRE JÜDISCHES MUSEUM WESTFALEN

Haben Sie es schon bemerkt? Aus diesem Anlass ist im Herbst 2017 eine Broschüre erschienen, die Schlaglichter und Stationen aus diesen 25 Jahren zusammenstellt. Nicht nur die Vielfalt der Arbeitsformen, sondern auch die Vielzahl der Akteurinnen und Akteure wird dort sichtbar, denn es berichten Vereinsmitglieder, Beiratsmitglieder, Vorstandsmitglieder, freie und hauptberufliche MitarbeiterInnen, Gäste, KooperationspartnerInnen und Förderer über ausgewählte Highlights und Entwicklungsschritte, Begegnungen und Aktionen. Grußworte aus Politik und Gesellschaft, eine kleine Chronik sowie Übersichten zu Sonderausstellungen und Veröffentlichungen kommen noch hinzu. Die Broschüre – im Museum kostenlos erhältlich – kann gegen Erstattung der Portokosten (oder eine Spende?) angefordert werden: info@jmw-dorsten.de.

KREATIVES ZUM LICHTERFEST

Den Abschluss der zahlreichen Aktivitäten der Bildungspartnerschaft zwischen dem Gymnasium St. Ursula und den Jüdischen Museum Westfalen im Jahr 2017 bildete eine Projektreihe zu den jüdischen Feiertagen im Religionsunterricht der 6. Klasse von Frau Janina Burns. Gemeinsam mit der Museumspädagogin Antje Thul und der freien Mitarbeiterin Shahar Viso lernten die Schülerinnen und Schüler bei einem lebendig gestalteten Chanukkaworkshop den historischen Hintergrund und die traditionellen Bräuche zum jüdischen Lichterfest kennen. Die Schülerinnen und Schüler von St. Ursula durften zum Abschluss ihrer Projektreihe selbst kreativ werden und bastelten Chanukkaleuchter, die sie ihren Eltern, Geschwistern und anderen Interessierten am 14. Dezember im Jüdischen Museum präsentierten. Für die Eltern, die die Unterrichtsreihe ja nicht mitgemacht haben, gab es anschließend noch einen kleinen Chanukka-Rundgang durch die Ausstellung. Die Chanukkaleuchter wurden anschließend im Schaufester des Museums ausgestellt.

ERINNERUNGSPÄDAGOGIK IM KREIS RECKLINGHAUSEN

Zu diesem Thema hat das Jüdische Museum Westfalen gemeinsam mit dem Kommunalen Integrationszentrum Recklinghausen und dem Projekt Willkommensstätten eine Demokratie-Zukunftswerkstatt veranstaltet. Peter Römer (Villa ten Hompel) hat über Möglichkeiten und Herausforderungen der Erinnerungspädagogik informiert. Zielgruppenorientierte Ansätze aus der Praxis wurden von Dr. Paul Ciupke (Bildungswerk der Humanistischen Union) vorgestellt. In wechselnden Gruppen wurde unter Rubriken wie »Nachhaltigkeit«, »Organisation« oder »Partizipation« über die Bedarfe und Ideen im Kreis diskutiert. Neben mehr organisatorischer Unterstützung durch eine zentrale Stelle wurde auch der Wunsch geäußert, mehr Angebote im außerschulischen Rahmen z.B. für Auszubildende zu schaffen. Auch die Etablierung regelmäßigerer Vernetzung und bindender Kooperationen stand ganz oben auf der Wunschliste der Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

FERIENWERKSTATT MIT MATZENPRALINEN

In den Osterferien erleben 18 junge Gäste einen spannenden Tag im Museum. Die alljährliche Ferienwerkstatt, in der sich alles um das Pessachfest dreht, stieß dieses Jahr auf besonders hohes Interesse. Neben vielen Einzelanmeldungen war auch eine Gruppe des offenen Ganztags der Wilhelm-Lehmbruck Schule aus Östrich zu Gast. Auf dem Programm stand unter anderem eine spannende Entdeckungsreise durch unsere Ausstellung und ein Quiz. Das Highlight war jedoch die Herstellung von Pralinen aus Matzen und geschmolzener Schokolade!

KREATIV MIT HEBRÄISCHEN BUCHSTABEN: LESEZEICHEN!

Viel über die hebräische Sprache und die Buchstaben des Alefbets hat ein Kunstkurs des Dorstener Gymnasiums St. Ursula in den letzten Wochen bei uns gelernt. Die Kunstlehrerin Sabine Janotta und unsere pädagogische Mitarbeiterin Antje Thul haben gemeinsam eine kleine Unterrichtsreihe entwickelt, an deren Ende die Gestaltung von Lesezeichen im Zentangel-Stil stand. Dabei werden mit einem schwarzen Fineliner filigrane, sich wiederholende Muster gezeichnet, bei uns um die Buchstaben des hebräischen Alefbets herum. Die Schülerinnen und Schüler der 5. Klasse freuen sich, ihre Lesezeichen zur Eröffnung der neuen Dauerausstellung unter die Leute zu bringen!